

Die todte Hand.

Roman

mit Anlehnung an das **nationale**, **kirchliche** und **sociale** Leben **Oesterreichs**

von

Lucian Herbert.

Zweiter Band.

Leipzig.

Friedr. Wilh. Grunow.

1866.

Inhalt.

Drittes Buch.

Böhmische Dörfer.

Viertes Buch.

Im Kloster.

Drittes Buch.

Böhmische Dörfer.

Erstes Kapitel.

Schlemm.

Wir entführen den Leser nunmehr aus Wiesbaden in jene Gegend Böhmens, in welcher der Baron Feuchtwangen seine Besitzung hatte.

In der kleinen Stadt Gellenschwangen, welche den Mittelpunkt dieser Besitzung bildete, hatte der Advocat Doctor Pränotarius seine Kanzlei und in diese versetzen wir den Leser.

„Wenn Sie wüßten, Herr Doctor, was ich diesen Sommer über ausgestanden habe!" sagte der Schreiber Schlemm zu seinem Principal, dem Advocaten Pränotarius, der in Reisekleidern mitten im Gemache stand, während der Hausknecht ab und zu ging, um die Koffer und Reisetaschen des Doctors abzuladen.

„So? was haben Sie denn ausgestanden,

lieber Schlemm?“ fragte Pränotarius im Tone theilnehmender Besorgniß, ohne die Operationen des Hausknechtes aus dem Auge zu verlieren. Dann wandte er sich, ohne Schlemm's Antwort abzuwarten, an den Gepäckträger, um zu bemerken:

„Die homöopathische Apotheke muß noch im Wagen sein, Stephan, — sieh zu, daß sie nicht verloren geht! Und auch das Theekästchen fehlt — eins, zwei, drei, vier, fünf — ich sehe hier erst fünf Gegenstände, welche auf die ärztliche Praxis Bezug haben — auch das Kästchen mit den chirurgischen Apparaten und Bandagen muß noch unten sein!“

„Ich werde sogleich nachsehen, Euer Gnaden!“ beeiferte sich Stephan zu erwiedern.

„Gib mir nur auch fein Acht auf die Glassachen!“ ermahnte ihn der Doctor. „Das Futteral mit den Einspritzungsapparaten ist gar heiklig.“

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, gnädiger Herr!“ betheuerte der Hausknecht, indem er verschwand.

„Was man doch für eine Plage mit diesem Auspacken hat!“ seufzte der Doctor.

„Es hat eben jeder Mensch sein Kreuz!“ intonirte der Schreiber achselzuckend.

„Ah — ich erinnere mich! Sie haben ja eben zu klagen angefangen — ich unterbrach Sie! Fahren Sie doch fort! Was hat es den Sommer über gegeben? Hat etwas die Geschäftsstagnation unterbrochen?“

„Nicht, wovon ich wüßte!“ versicherte Schlemm. „Die Geschäfte in der Advocatenkanzlei wickelten sich in der schönsten Ordnung und Ruhe ab. Im Sommer sind die Leute immer viel friedliebender als im Winter, weil sie viel schwitzen. Die Hitze macht schlaff, schwächt die Energie und die Streitlust ab, entnervt die Parteien. Die Gerichte sind auch froh, wenn sie im Sommer aufathmen können. Da gibt es Urlaube und Vergnügungsausflüge und man begnügt sich, das Dringendste, namentlich die Fristgesuche zu erledigen. Ich habe daher auch heuer, wie gewöhnlich, eine Erstreckung nach der andern angesucht, und zwei 45tägige Fristen, die ich in allen anhängigen Sachen erwirkte, halfen uns über den Sommer hinweg. Die kleinen Tagsatzungen habe ich selbst vorgenommen, die wichtigeren sind auf den Herbst erstreckt. So gab es fast nichts zu thun, als einige Wechselklagen, denn die dreitägigen Zah-

lungsauflagen kennen leider keine Erstreckung, sie repräsentiren das dampfliche Element in der sonst dem Dampfe contradiktorisch entgegengesetzten Advocatenprax."

„Wenn Sie sich nur das Witzemachen abgewöhnen wollten, Schlemm!" verwies der Principal unwirsch. „Da in der Kanzlei Alles so gut steht, so begreife ich nicht, warum Sie vorhin geklagt haben!"

„Das sind eben Privatsachen, die mich drücken!" seufzte der Schreiber. „Ich habe mich durch meine Vorliebe für die Literatur zu einem unklugen Schritte verleiten lassen, der sich nicht mehr zurückmachen läßt, den ich aber bitter bereue, weil er mich außerordentlichen Verfolgungen aussetzt!'

„Da haben wir's!" rief der Doctor zornig. „Wieder einen dummen Streich! Der Mensch darf seiner Wohnung nicht den Rücken kehren, will er nicht Unannehmlichkeiten erleben! Wie viel tausendmal hab ich Ihnen doch schon gesagt, Schlemm, daß Sie die Literatur sein lassen und sich nur an die Praxis halten sollen! Was haben Sie wieder angerichtet?"

„Ich habe ein Wochenblatt in Gellenschwangen

in's Leben gerufen!" sagte Schlemm halblaut, ohne daß er gewagt hätte den Principal anzusehen.

„Da haben wir's! Ein Wochenblatt!" ereiferte sich dieser. „Das hat mir noch gefehlt — mein Schreiber ein Redakteur! Ich komme um allen Credit, meine Kunden müssen ja jeden Augenblick zittern, daß ihre Processe nicht in's Blättchen kommen. Ich selbst werde nicht mehr ruhig schlafen können, denn wer bürgt mir dafür, daß Sie unsere schönen und verwickelten Betrugsfälle nicht zu pikanten Novellenintriguen verarbeiten und in's Blättchen bringen".

„Das Wochenblatt bringt nur Gedichte, Aphorismen, Anekdoten, Rösselsprünge und Charaden. Es ist gleichsam Organ des Charadenclubs von Gellenschwangen, der mit den Charadenfilialen von Waldsassenberg, Köhfeld und anderen Orten im Zusammenhange steht. Bis hierher wäre Alles gut Wenn es nur nichts Lokales geben würde — aber die Lokalchronik des „Phönix" ist es, welche mich nicht ruhig schlafen läßt. Ich mag welche Notiz immer bringen, ich werde verfolgt. Ich habe die harmlosesten Dinge erzählt und man hat sich über dieselben

aufgehalten nnd sie übel aufgenommen. Ich schrieb, daß man am Ringplatze zu Gellenschwangen einen Maikäfer gesehen habe, und alle Hausherren am Ringplatze traten mit einer geharnischten Erklärung auf, daß sie den Maikäfer nicht gesehen haben und daß das Ganze nur ein Puff sei, berechnet, die Miethzinse dadurch herabzudrücken, daß man den Leuten eine sommerliche Wärme vorspiegle und sie so auf den Gärten und Landhäusern der Umgegend festhalte, während sie sonst vielleicht schon nach der Stadt übersiedelt wären. Und als ich letzthin eine Schmetterlingsraupe als in der Nähe von Gellenschwangen gefangen und in der Redaktion des „Phönix“ zur Ansicht bereit stehend anzeigte, kamen die Holzhändler über mich und überhäuften mich mit Invektiven, weil ich die Leute glauben mache, daß ein warmer, frühlingshafter Herbst im Anzuge sei und sie abhalte, Holz einzukaufen!“

„O, es geschieht Ihnen Recht — ganz Recht!‘ höhnte der Advocat. „Eine Raupe zur Aussicht ausgesetzt in meiner Advokatenkanzlei — welche Entwürdigung! Denn wo sonst wäre das Redaktionsbureau des „Phönix,“ als in meiner Advocatenstube, in welcher der Redakteur sitzt und Chara-

den und Logogryphe zur allgemeinen Ergötzung schmiedet!"

„Halten Sie ein, mich zu foltern!" stöhnte Schlemm. „Ich bin schon genugsam bestraft! Ich erhalte alle Tage Drohbriefe — die Gemeinde ist mir aufsässig, weil ich das Pflaster und die Beleuchtung nicht gut finden kann — die Gutsverwaltung nimmt eine drohende Haltung gegen mich an, weil ich das Bier nicht loben kann!"

„O mein Gott!" entsetzte sich der Advocat. „Der Mensch verfeindet mich mit dem Gutsbesitzer und mit der Gemeinde! Was er schreibt, kommt auf meine Rechnung, denn ich bin sein Principal und sehe ihm durch die Finger! Wenn ich nur wüßte, woher einen andern Schreiber zu nehmen!"

„Ich gebe Ihnen einen guten Rath — wirken Sie dahin, daß die Commune das Erscheinen des Phönix einstellt!" proponirte der Redakteur. „Dann ist die Ehre gerettet, das Blatt ist verboten, ich kann aufhören. Jetzt muß ich alle Verfolgungen über mich ergehen lassen, denn ich kann das Blatt, welches ich in's Leben gerufen habe, doch nicht freiwillig eingehen lassen. Ich

kann nicht einmal sagen, daß es an Mangel an Pränumeranten zu Grunde gegangen sei, denn die vierzig Charadenfilialen von Gellenschwangen, welche das Blatt halten, weil es ihnen zum Organ ihrer Charadenpreisausschreibungen dient, würden sagen: wir halten das Blatt aufrecht und reißen es aus seiner finanzielle Krise!“

„Vierzig Abnehmer können die Druckkosten doch unmöglich decken?“ warf der Doctor ein.

„Ich stelle das Blatt ganz allein her!“

„Was? Sind Sie denn Schreiber, Redakteur, Setzer und Drucker in einer Person?“ verwunderte sich Pränotarius. „Haben Sie vielleicht auch einen Setzkasten und eine Druckerpresse in meiner Advocatenkanzlei aufgestellt — denn ich erinnere mich nicht, daß es eine Druckerei in Gellenschwangen geben würde!“

„Der Phönix wird auch nicht gedruckt!“ entgegnete Schlemm sanft.

„Nicht gedruckt? Nun, er wird doch nicht geschrieben?“

„Er wird geschrieben!“ nickte Schlemm.

„Geschrieben — ich will nicht hoffen mit meiner Tinte — mit meinen Federn — durch mei-

nen Schreiber, dem ich zwanzig Gulden monatlich zahle!“

„Und doch ist es so! Ich schreibe den Phönix und schreibe ihn auch ab — in fünfzig Exemplaren, von denen vierzig von den Charadenfilialen absorbirt werden, während zehn im Orte vergriffen sind!“

„Welch einen Schreiber habe ich!“ entsetzte sich Pränotarius. „Anstatt Akten zu schreiben schreibt er Zeitungen ab!“

„Kann ich dafür, daß es im Sommer so wenig in der Kanzlei zu thun gibt? Ich werde Ihnen beweisen, daß das Geschäft in vollständiger Ordnung ist. Und wenn ich mit den Klagen, Fristen und Exekutionen fertig bin, so kann es Jedermann gleichgiltig sein, ob ich Federn kaue oder den „Phönix“ fünfzigmal abschreibe und mir so quartaliter fünfzigmal vierzig Kreuzer an Pränumerationsgeldern verdiene!“

„Ich werde es mir ein andermal zweimal überlegen, ehe ich Sie wieder einen Sommer allein wirthschaften lasse!“ grollte der Doctor.

„Sie werden sich überzeugen, daß ich im Winter der tüchtigste Advocatenschreiber sein werde.

Nun, wo Sie wieder da sind, haben die ewigen Fristen ein Ende und das Gemetzel fängt an. Und dabeï habe ich immer tüchtig secundirt!"

„Das muß man Ihnen lassen," meinte Pränotarius milder. „Diese Ihre winterliche Brauchbarkeit söhnt mich auch mit Ihrer literarischen Marotte aus!"

„Und am Ende, Herr Doctor, haben wir einander nichts vorzuwerfen. Wir sind beide nur im Winter Juristen. Im Sommer gehen wir anderen Lieblingsneigungen und Berufszweigen nach. Der meinige ist freilich lange nicht so einträglich, wie der Ihrige. Ich müßte fünftausend Exemplare des „Phönix" absetzen — vorausgesetzt, daß ich die Zeit hätte, sie alle abzuschreiben — wenn ich den Sommer über nur halb so viel einnehmen wollte wie Sie. Haben Sie diesen Sommer über ein gutes Geschäft gehabt?"

Das Antlitz des Advocaten klärte sich wunderbar auf, als er unter einen zufriedenem Händereiben erwiederte:

„Ich müßte undankbar und ein Lügner sein, wenn ich klagen wollte. Das Bad war heuer ungewöhnlich zahlreich besucht. Die Kriege haben

ein starkes Wundenkontingent geliefert, wozu sich wie gewöhnlich eine Unzahl von eingebildeten Vergnügungskranken gesellte. Wir hatten vollauf zu thun und ich erfreute mich heuer mehr als je der Gunst der hohen Herrschaften. Sehen Sie diesen Ring an, lieber Freund" — und Pränotarius hielt seinem Schreiber einen blitzenden Diamanten vor die Augen — „der Graf von Slyken hat mir ihn eigenhändig an den Finger gesteckt, weil ich ihm von seinen Blutwallungen und seinem Herzklopfen half. Der Mann hat zu rasch gelebt und war in seinen Kräften so herabgekommen, daß man ihm das belebende Wasser unseres Gebirgsbades empfohlen hatte, welches man nur das kalte Gastein nennt. Ich habe ihn auch so ziemlich hergestellt, ihm aber den Rath gegeben, sich mehr zu schonen und regelmäßiger zu leben. Er meinte, daß er dies ohnehin zu thun beabsichtige und sein Nomadenleben aufzugeben und sich irgendwo ruhig nieder zu lassen gedenke, da er, seit sein bester Jockey den Hals gebrochen, doch kein rechtes Vergnügen mehr an Pferden, Jockeys und Wettrennen habe. Ein Wort gab das andere und ich legte dem

Grafen nahe, ein Gut in Oesterreich zu kaufen. Er sah ein, daß er sein Geld nirgends vortheilhafter anlegen könne als bei uns in Oesterreich und gab mir den Auftrag, wenn sich daselbst ein Gut zu annehmbaren Preise fände, ihn davon zu unterrichten auch nöthigenfalls den Kauf sofort abzuschließen."

„Wie ist doch die Medicin um so vieles rentabler als die Literatur!" seufzte der Redakteur des geschriebenen Phönix. „Man muß sagen, Sie verstehen das Geschäft! Sie operiren combinirt wie ein Feldherr, indem Sie sich aus Ihren Patienten zugleich Clienten für Ihre Advocatenkanzlei ziehen!"

„In Zukunft werde ich," warf Pränotarius gut gelaunt ein, „meine Advocatenkanzlei ganz sperren, ehe ich fortgehe, lauter neunzigtägige Fristen nehmen und Sie selbst werden mit mir in's Bad gehen als mein Apotheker und Pulver- und Mixturbereiter!"

„Warum nicht?" lachte Schlemm, „ich werde im Bade eine geschriebene Zeitung herausgeben — eine Art Bademoniteur! Im Bade wimmelt es von reichen Leuten, da gibt es ein gutes Abon-

nement — und Sie selbst werden mein erster Abonnent sein, da ich das Blatt als Ihr Organ halten und in demselben Ihre glänzenden Curen proklamiren werde.“

„Versetzen Sie sich meinetwegen nicht in Unkosten!“ wehrte Pränotarius spöttisch ab. „Ich brauche keinen Curmoniteur — ich habe auch ohne ihn so viele Patienten, daß ich kaum zu Mittag essen kann!“

„Welch eine Prax!“ rief Schlemm im Tone ungeheuchelter Bewunderung. „Im Winter drängt sich die ganze händelsüchtige Umgebung von Gellenschwangen, so weit sie nicht durch die Winkelschreiber abgefangen wird, in des Doctors Pränotarius Advocatenkanzlei und im Sommer kann derselbe Doctor Pränotarius im entfernten Gebirgsbade nicht genug Rezepte schreiben! Welche herrliche Doppelexistenz!“

„Wo haben Sie aber auch einen zweiten Mann, lieber Schlemm, der wie ich den juridischen und medicinischen Doctorhut auf seinem Haupte vereinigte? Das schlägt alle Conkurrenz nieder!“

Zweites Kapitel.

Der Mann der unerschöpflichen Hilfsquellen.

Der Doctor hatte sich kaum aus seiner Reisetoilette herausgeschält, als ein lebhaftes Pochen an der Thür der Advocatenstube einen Besuch ankündigte.

Auf des Advocaten „Herein“ wurde eine stramme, martialische Gestalt auf der Schwelle sichtbar — die Haltung kerzengerad, die Höhe sechs Schuh drei Zoll, wettergebräunt und pockennarbendurchfurcht das Gesicht, der weißlich angehauchte Schnurrbart in zwei Riesenbuschen in wagrechter Richtung abstehend von der Lippe, das Ganze ein imponirendes Ensemble, ganz geeignet, ein Heer von Wirthschaftsschreibern in ehrfürchtige Devotion zu bannen.

Die Erscheinung des Fremden verfehlte nicht

selbst auf den Advocaten einen gewissen Eindruck zu machen und ihn zu bestimmen, eine Geschmeidigkeit zu entwickeln, welche in der Unterhaltung mit dem subalternen Schlemm nicht zur Geltung gekommen war.

„Was führt Sie zu mir, Herr Verwalter?“ erkundigte sich der Doctor angelegentlich, indem er dem Direktor eigenhändig einen Stuhl hinsetzte, ein Beweis, daß sich einer der ersten Honoratioren von Gellenschwangen in der Advocatenstube befand. Denn was das Stuhlanbieten anlangte, so hatte Doctor Pränotarius da eine feste Galanterieskala, von der er nicht abwich. Der Bauer und Kleinbürger mußte stehen — den kleinen Honoratioren rief der Doctor ein huldvolles: „Bitte Platz zu nehmen!“ zu, wobei es Sache der Parteien war, sich den oft in der Wirklichkeit in nächster Nähe gar nicht existirenden Stuhl selbst zu suchen — bei Leuten, die noch eine Stufe höher standen, pflegte der Doctor die Aufforderung Platz zu nehmen durch eine auf den nächsten Stuhl hindeutende Handbewegung zu illustriren — aber nur zwei Personen gegenüber ließ er sich herbei, eigenhändig den Stuhl

hinzurücken und diese zwei Größen ersten Ranges waren der Wirtschaftsrath und der Gutsverwalter.

Der Letztere machte von der Einladung, sich zu setzen, keinen Gebrauch, sondern blieb in strammer Haltung stehen und sagte mit rauhem Accente, Schlemm mit einem durchdringenden Blicke streifend:

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Doctor — Sie wissen, ich mache Alles stehend ab! Bin das Stehen und Laufen gewohnt von Wald und Feld her! Aber den Menschen da schaffen Sie fort!“

Der „Mensch“ Schlemm begnügte sich, dem Verwalter einen geringschätzigen Blick zuzuwerfen und seinen Principal fragend anzusehen.

Dieser bemühte sich sichtlich, durch erhöhte Herablassung die Derbheit des Gastes zu paralysiren, indem er zu dem Schreiber sagte:

„Gehen Sie, lieber Schlemm und denken Sie über Ihre Charaden nach! Ich will Sie heute nicht mehr dem „Phönix“ entziehen!“

„Der Phönix!“ grollte der Verwalter halblaut vor sich hin, während sich Schlemm zum Abzuge rüstete, „ein schönes Thier! haben es gerade gebraucht, damit es uns auf das herrschaftliche Bier schimpft!“

Der Verwalter setzte dem Empfehlungsgruße des Redakteurs des „Phönix" einen wilden Blick entgegen und wandte sich dann mit der lebhaften Frage an den Advokaten:

„Wollen Sie mit dem Wirthschaftsrathe anbinden?"

„Mit — dem — Wirthschaftsrathe?" stotterte der Advocat unruhig und sah den Verwalter forschend an.

„Die bloße Frage setzt Sie in Schrecken!" höhnte der Verwalter. „Habe mich also getäuscht, wenn ich auf Sie rechnete! Ihr Advocaten wollt es mit Niemandem verderben!"

„Wir leben von Allen! Und vollends der Wirthschaftsrath —"

„Ja, ja, und vollends der Wirthschaftsrath! Der ist die Allmacht, und die Allwissenheit selbst!" polterte der Verwalter, die Enden seines gewaltigen Schnurrbartes streichend und grimmig lächelnd. „Ich weiß das — weiß, daß Ihr Hasenseelen Euch Alle vor ihm fürchtet, aber deswegen führe ich meinen Streich doch — deswegen schlage ich doch zu!"

„Wie — Sie treten in offene Opposition gegen den Wirthschaftsrath — Sie, gewisser-

maßen sein erster Subalterner?" wunderte sich der Doctor.

„Ja — ich trete gegen ihn auf!" rief der Andere entschlossen. „Ich kann die Wirthschaft nicht mehr länger mit ansehen, ich benutze seine Abwesenheit, um ihm Eins zu versetzen!"

Und der Verwalter illustrirte seine Rede durch eine so energische Handbewegung, daß es der Advocat nur einer raschen retrograden Bewegung seines Kopfes zu danken hatte, wenn die hervorragenden Partien seines Gesichts unberührt blieben.

„Sie benutzen des Wirthschaftsrathes Entfernung?" warf der Doctor mit bedeutungsvollem Lächeln hin. „Das heißt, Sie laboriren an demselben Fehler, den Sie uns eben vorwarfen. Sie fürchten den Wirthschaftsrath auch und ziehen es vor, hinter seinem Rücken gegen ihn zu operiren."

Der Verwalter sah sein Gegenüber einen Augenblick verblüfft an, ein leichtes Erröthen zuckte über sein Gesicht, und mit der Heftigkeit eines sich getroffen Fühlenden rief er:

„Nein — nein — ich fürchte ihn nicht! Aber

ich kann ihm nicht anders beikommen, als in seiner Abwesenheit! Das bringt der Geschäftsgang so mit sich! Was an das Ohr des Barons gelangen soll, muß durch das Sprachrohr des Wirthschaftsraths hindurch! Alle Berichte, Gutachten, Vorschläge und Beschwerden gehen geschäftsmäßig durch die Hand des Wirthschaftsrathes und dieser allein hat das Vortragsrecht. Er ist in Gellenschwangen das, was der englische Gouverneur in Ostindien. Keine Beschwerde der Indier kann an das englische Parlament gelangen, der Gouverneur begleitet sie denn selbst ein. Wie diese Einbegleitung beschaffen sein mag, kann man sich denken, ungefähr so, wie jene beschaffen wäre, die der Wirthschaftsrath meinem Promemoria angedeihen lassen würde, wenn ich es durch ihn an den Baron leiten wollte!"

„Sie wollen sich also direkt an den Baron Feuchtwangen wenden?" forschte der Advocat.

„Ja, das will ich thun! Das ist beschlossene Sache und wenn es mir meinen Posten kosten sollte! Ich kann dieses kostspielige, müssige Experimentiren nicht mehr länger mit ansehen! Die letzten Versuche haben meine Geduld vollends er-

schöpft! Düngerherstellung durch freie Viehhaltung! Wer das je erhört hat! Kommen Sie, Herr, und sehen Sie sich unsere Viehställe an, welche bisher ein Muster der Ordnung waren! Da stand Kuh an Kuh, eine jede wohl angebunden und eine jede an ihrem Platze und des Düngers gab es immer genug! Wie sieht das jetzt aus nach dem neuen System! Da läuft Alles frei durcheinander, die Kühe spazieren gemüthlich im Stalle umher, rennen hierhin, dorthin, bleiben stehen und liegen, wo es ihnen beliebt und das nennt man Düngererzeugung durch freie Viehhaltung! Bei der Wirthschaft soll nun ein Drittel mehr Dünger erzeugt werden. Ganz natürlich! Die Thiere fressen weit mehr, weil sie viel Bewegung haben, folglich gibt es mehr Düngstoff! Aber das, was die Thiere mehr fressen, wird nicht in Anschlag gebracht — da gilt nur das Mehr an Dünger! Dünger! Als ob wir nicht den prächtigsten Dünger in Gellenschwangen haben könnten, ohne uns in die geringsten Unkosten zu versetzen! Blicken Sie auf die großen Teiche — wenn man den Teichmoor als Dünger verwenden würde, braucht man keine luxuriöse und beschwerliche freie Viehhaltung, über

welche in den Meierhöfen Alles murret, weil die Leute damit eine dreifache Arbeit gegen früher haben!"

„Um diese freie Viehhaltung und den Teichmoor wird sich wohl auch Ihr projektirtes Promemoria drehen?" warf der Doctor dem Verwalter ein, der sich in eine so lebhafte Erregung hineingesprochen hatte, daß sein Antlitz flammte und jedes Haar seines Schnurrbartes sich vollständig in die Höhe sträubte.

„Allerdings! Der Wirthschaftsrath weilt jetzt auf einem entfernten Meierhofe und ich habe hier freie Hand. Dies will ich benutzen, um die unsinnige Wirthschaft zu beleuchten und frei und rückhaltslos meine Meinung zu sagen. Ich will es aussprechen, daß es mit den kostspieligen Experimenten nicht mehr so fortgehen darf, wenn der Baron nicht in Bälde zu Grunde gehen soll. Ich will das Unsinnige in dem Wahlspruche des Wirthschaftsrathes bloßlegen, der darauf loswirthschaftet, als ob er den Verstand verloren hätte! Unerschöpfliche Hilfsquellen! Das ist das Schlagwort, auf welches er immer wieder zurückkommt. Wir haben unerschöpfliche Hilfsquellen, sagt er,

wenn man ihm Vorstellung über sein verschwenderisches Gebahren macht!"

„Er ist bei unseren Ministern in die Schule gegangen!" warf der Advocat sarkastisch ein. „Haben uns diese nicht auch mit ihrem Pochen auf die unerschöpflichen Hilfsquellen Oesterreichs nahezu an den Rand des Abgrundes und zum halben Bankerott gebracht?"

„Der Baron Feuchtwangen wird bald ebenda stehen, wo Oesterreich steht, wenn dem verhängnißvollen Treiben nicht bald Einhalt gethan wird!" rief der Verwalter lebhaft. „Wir steuern dem finanziellen Ruin zu — es war ein Unglück, daß der Baron Feuchtwangen minderjährig war und der Wirthschaftsrath lange Jahre hindurch freie Hand hatte. Und als der Baron endlich die Gutsverwaltung übernahm, blieb es wieder beim Alten. Er ließ den Wirthschaftsrath arbeiten und verthat das Geld auf Reisen und in Wiesbaden am Spieltisch. Der Wirthschaftsrath mußte Geld schaffen, die Grundentlastungsobligationen waren längst zugesetzt und das aus ihnen gezogene Geld war in unrentablen Versuchen in alle Winde geflogen. Noch faselt der Wirthschaftsrath von den

unerschöpflichen Hilfsquellen, noch arbeitet er daran, das Gut tiefer zu verschulden, denn jetzt eben hat ihn der Pächter des Trankregals, der Jude Moses Leder, dazu vermocht ein neues Bräuhaus zu bauen. Das wird der Nagel zu unserm Sarge — die Zuckerfabrik, die noch nicht fertig ist, hat uns schon tief genug hineingebracht — das Pochen auf die unerschöpflichen Hilfsquellen wird sich fürchterlich rächen!"

„Wie es sich bei uns in Oesterreich überhaupt gerächt hat!" murmelte der Advocat.

„Mir thut's nur leid um den armen, arglosen Baron, den der Wirthschaftsrath mit seinem sinnlosen Gebahren zum Bettler macht!" fuhr der Verwalter fort. „Ihm will ich die Augen öffnen, ihm will ich ungeschminkt sagen, wohin uns die Theorie von den unerschöpflichen Hilfsmitteln geführt hat. Ihm will ich den guten Rath geben, das Gut so schnell als möglich und um jeden Preis zu verkaufen, damit er von seinem Vermögen rette, was sich noch retten läßt, ehe es die wahnsinnige Experimentirwuth des Wirthschaftsrathes ganz aufzehrt. Es fehlt mir dazu nur eben an der nöthigen Gewandtheit im Ausdrucke

und dann fürchte ich auch, daß mir meine leidenschaftliche Erregheit einen schlimmen Streich spielen könnte. Ich möchte die Schrift ganz ruhig und objektiv halten und dazu brauchte ich eben einen Advocaten."

Pränotarius dachte einen Augenblick nach und sagte dann mit geschmeidigem Lächeln:

„Sie werden in diesem Falle meiner schwierigen Lage gewiß Rechnung tragen, bester Herr Verwalter — Sie betonten eben ganz richtig die Objektivität — nun der Advocat ist eben der Typus der Objektivität — er darf es mit Niemandem verderben, muß Jedem gerecht zu werden suchen — darum fühle ich auch ein lebhaftes Verlangen Ihnen gerecht zu werden — und ich würde den passendsten Ausdruck darin finden, daß Sie meine Intervention bei Verfassung der Denkschrift geheim hielten. Ich arbeite dieselbe, Sie kopiren sie und geben mir die Urschrift wieder zurück."

„Einverstanden! Es ist mir fern, Jemanden mit auf meinen zwar gefährlichen, aber offenen und ehrlichen Weg drängen zu wollen. Sie arbeiten die Denkschrift nach dem Material, das ich Ihnen geben werde, und Niemand soll eine Ah-

nung von Ihrer geheimen Thätigkeit in der Sache haben. Ich selbst werde die Sache offen betreiben. Das von mir abgeschriebene Elaborat wird als mein Conzept in der Wirthschaftskanzlei in Berichtform abgeschrieben und durch mich dem Baron mit Umgehung des Wirthschaftsrathes eingehändigt werden! Die Urschrift wird in der Registratur der Wirthschaftskanzlei ganz offen zu den Akten gelegt werden — der Wirthschaftsrath mag sie einsehen, wenn er kommt! Ohnehin wird die Sache nicht lange ein Geheimniß bleiben! Der Wirthschaftsrath wird bald an den bestürzten Gesichtern der Kleinen erkennen, daß etwas los ist, und dann wird sich wohl auch selbst, wenn es der Baron nicht thun sollte, eine dienstwillige und ergebene Creatur finden, welche ihm reinen Wein einschenken wird. Ich selbst fürchte nichts — ich spreche meine Ueberzeugung aus und mein ganzes Vergehen reducirt sich auf ein disciplinarwidriges Umgehen des üblichen Geschäftsganges. Es wäre denn, daß das ungeschminkte und überzeugungsfeste Aussprechen der Wahrheit an sich als ein Vergehen aufgefaßt würde. Dann entgeht der Verwalter Kernhaut allerdings kaum der Absetzung!"

Stramm und fest wie er gekommen war und ohne sich niedergesetzt zu haben, verließ Kernhaut die Advocatenstube, nachdem ihm Pränotarius die Zusicherung gegeben, daß die Denkschrift in drei Tagen zum Abholen bereit liegen würde.

Als sich Pränotarius allein sah, rieb er sich freudig die Hände.

„Der Handel kommt mir wie gerufen", sagte er zu sich selbst. „Also so schlecht steht es um den Baron Feuchtwangen, daß ihm sein eigener Verwalter anräth, das Gut so schnell als möglich loszuschlagen? Ei, da könnten wir ja ein prächtiges Geschäft machen! Slyken sucht ein Gut in Oesterreich — wir empfehlen ihm, das Gut Gellenschwangen zu kaufen und gehen ihm mit gutem Rath an die Hand, wie er eine glänzende Rente daraus zieht. Er braucht nur den närrischen Wirthschaftsrath zu entlassen, die lächerliche Theorie von den unerschöpflichen Hilfsmitteln an den Nagel zu hängen und das Regiment diesem ehrlichen Kernhaut zu übergeben! Herrlich — wenn mir Alles zusammengeht, so habe ich mir an dem Grafen von Slyken eine fette Clientelschaft herangezogen!"

Drittes Kapitel.

Ein ererbter Uebelstand.

In die Waldschänke, die nicht weit von der Stadt Gellenschwangen am Waldsaume gelegen ist, trat ein Krämer von jener Sorte, wie sie mit einem Miniaturwaarenvorrathe hausirend durch das Land zu ziehen pflegen.

Der Krämer schnürte sein Kästchen, das er an einem breiten Lederriemen, der ihm um den Hals ging, vorn auf der Brust trug, ab, und nahm mit einem „Gott, was ist das heute für ein warmer Herbsttag" am Schenktische Platz.

Der Waldwirth näherte sich ihm, um ihn zu fragen, was ihm gefällig sein würde.

„Was kann man zu sich nehmen an einem so warmen Tag, als ein Schlückchen Bier?" bemerkte der Hausirer, sich den Schweiß von der

Stirn trocknend und den Wirth mit einem harmlos lächelnden Blicke streifend.

„Sie sollen gleich bedient werden!“ sagte der Wirth und verschwand in eiliger Dienstfertigkeit.

Die Wirthin blieb in der Stube zurück. Sie saß im Stuhle, der die Kredenz vorstellte und mit blanken kupfernen Kannen, Bierkrügen und Gläsern garnirt war, während die hochaufstrebende Rücklehne mit der langen Tafelfläche mit einem Chaos von Strichen und Ziffern bedeckt war.

Der Hausirer sah die Wirthin an, welche gemüthlich strickte und zuweilen über das röthliche Fell einer neben ihr auf dem Krendenzbrette kauernden Katze mit der flachen Hand strich, daß das Thier mitten heraus aus seinem sanften Nachmittagsschläfchen wohlgefällig zu schnurren anfing und bemerkte:

„Was versprechen Sie mir und meinem Geschäfte für Aussichten bezüglich dieser Gegend? Werde ich hier machen ein gutes Geschäft, oder werde ich bedauern gekommen zu sein hierher?“

Die Wirthin betrachtete den Frager oberflächlich und warf dann gleichgiltig hin:

„Sind Sie zum ersten Mal in dieser Gegend?“

„Würde ich mich sonst erkundigen, ob sich hier machen läßt ein Geschäftchen, wenn ich nicht wäre das erste Mal hier? Lassen Sie mich erst das Gut Gellenschwangen begehen, daß auch nicht ein Haus oder Hütte bis zur letzten Einschichte vorhanden sein soll, über welche ich nicht hätte gesetzt meinen Fuß, so will ich Ihnen sagen auf das genaueste, ob ich wieder komme und ob es sich rentirt hier zu hausiren!“

„Sie werden also selbst sehen, wie die Leutchen hier beschaffen sind!“ meinte die Wirthin. „Ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß hier im Ganzen ziemliche Wohlhabenheit herrscht und wo Geld ist, da ist auch guter Handel. Vor Jahren hatten es die Hausirer hier ganz gut. Damals war nur ein Kaufmann in Gellenschwangen, der sich das Geschäft nicht sehr angelegen sein ließ. Seit der Gewerbefreiheit hat sich aber ein jüdischer Handelsmann daselbst seßhaft gemacht und die Sache ganz anders angefaßt. Er führt alle Artikel und fährt jährlich zweimal nach der Hauptstadt, um sein Waarenlager zu vervollständigen und zu modernisiren. Wenn sich der christliche Kaufmann mit Wolltüchern, das Stück zu zehn

Gulden, begnügt, hat der jüdische Handelsmann Shawls zu fünfzig Gulden in seiner Auslage liegen und seine Federmatratzen machen ein ungeheures Aufsehen. Seit der Jude da ist, haben die Hausirer — es thut mir leid, es Ihnen gegenüber aussprechen zu müssen — verlornes Spiel und auch die Märkte werden schwächer besucht, weil Alles zu dem jüdischen Kaufmann geht, bei dem man Alles bekommt, womit man sich sonst eben auf den Märkten zu versehen pflegte."

Der Hausirer legte sein Gesicht in düstere Falten, stützte sein Kinn in die Hand und ließ ein trauriges „Hm" über das andere vernehmen.

Jetzt war auch der Waldwirth mit dem Bier gekommen.

Der Krämer hob das Glas in die Höhe, ehe er es zum Munde führte, hielt das Getränk gegen das Licht und meinte:

„Hm, ein kurioses Braun von einem Bier! Sieht nicht sonderlich vielversprechend aus."

„Ist herrschaftliches Gebräu!" meinte der Waldwirth.

Der Hausirer hatte das Bier kaum gekostet, als er sich auch schon schüttelte und ausrief:

„Gott der Gerechte, welch' eine Jauche! Das kann kein Menschenkind hinabwürgen!" und der Jude schob das Bierglas unwillig von sich. „Wenn Ihr nicht habt ein besseres Getränk, werde ich müssen weiter schauen!" sagte er, scheinbar nach seiner Waare greifend.

„In ganz Gellenschwangen werden Sie kein anderes Bier bekommen!" sagte der Wirth kurz. „Es ist herrschaftliches Gebräu und alle Leute auf dem Gute müssen es trinken, sie mögen wollen oder nicht!"

„Du — Grögerl — komm 'mal her!" rief die Wirthin ihrem Mann zu, und als derselbe an die Kredenz trat, fuhr sie halblaut fort: „Er ist ein Fremder — war noch nie in Gellenschwangen und kennt da auch Niemanden — dem kannst Du schon von dem Köhfelder Fasse geben!"

Der Wirth betrachtete den raisonnirenden Gast immer noch mit einigem Mißtrauen. Als er denselben jedoch allen Ernstes das herrschaftliche Gebräu verschmähen und nach seinem Kästchen ausgreifen sah, sagte er:

„Ich könnt' Ihnen wohl ein Gläschen von einem Bier einschenken, das ich nur für mich führe, ob-

wohl auch ich nur vom herrschaftlichen Bier trinken sollte!"

Der Hausirer ließ sichtlich erfreut seine Mütze und sein Kästchen wieder fahren, setzte sich gemüthlich nieder und sagte mit sichtbarer Zufriedenheit:

„Das Wort läßt sich hören! Wäre nur ungern bei der Hitze weiter gewandert!"

Der Wirth wollte das herrschaftliche Gebräu forttragen, der Hausirer gab dies jedoch nicht zu, sondern rief lebhaft: „Nein — nein! Lassen Sie nur da die braune Masse und bringen Sie das gute Bier, damit wir es können vergleichen mit dem schlechten. Das ist ein Passiönchen von mir, das Gute mit dem Schlechten zu vergleichen! Durch die Nebeneinanderstellung beider lernt man erst schätzen das Gute und es schmeckt Einem dann doppelt so gut, während man dafür doch nur gibt einfaches Geld!"

Der Wirth willfahrte dem Hausirer und als er das Köhfelder Bier herbeibrachte, empfing es der Jude mit einem Freudenruf, hielt es gegen das Licht, ließ die Sonne durch das Gold scheinen und sagte, nachdem er sich sattsam an der Farbe

des Getränkes erfreut hatte: „Das ist ein Bierchen! Das lob ich mir — das wird schmecken auf die Hitze und den Marsch.“

Und der Hausirer that einen schwachen Zug.

„Das muß man den Köhfeldern lassen — ein famoses Bierchen haben sie!“ nahm der Jude nach einer kleinen Pause wieder das Wort. „Das ist doch eine dumme Geschichte mit dem herrschaftlichen Gebräu! Ich wette, Sie würden weit mehr Bier ausschenken, wenn Sie es nehmen könnten, wo Sie es eben hernehmen wollten!“

„Leider Gottes!“ gab der Wirth finster zu. „Ich muß das herrschaftliche Bier nehmen und kein Mensch will es trinken. Das ist auch so eine schöne Einrichtung in unserem Oesterreich!“

„Einer der ererbten Uebelstände, wie sie's in den Zeitungen nennen thun!“ warf der Hausirer ein. „Wo schon so viel Zwang ist, thut es auf einen Zwang mehr oder weniger, auf den Bierzwang, auch nicht ankommen!“

„Dabei rechnet man mir die Fässer und Eimer nach,“ nahm der Wirth wieder in verdrießlicher Stimmung das Wort, „und belangt mich, wenn ich nicht jährlich eine gewisse Anzahl Eimer aus

dem herrschaftlichen Bräuhause beziehe. Man zeigt auf den Jahresdurchschnitt dessen, was das Wirthshaus ungefähr verbrauchen kann und in den letzten zehn Jahren verbraucht hat und so viele Eimer als da in der Durchschnittsrechnung herauskommen, muß ich aus dem herrschaftlichen Bräuhause nehmen, wenn ich mit dem Pächter des Trankregals und dem Wirthschaftsamte auskommen will! Sie können mir's glauben, oft gebe ich ganze Eimer meinem Knechte und der Magd preis!"

„Hm — das sind schlimme Verhältnisse!" warf der Hausirer kopfschüttelnd und im bedauernden Tone hin. „Aber ich dächte, es ließe sich doch ein Hinterpförtchen finden, durch das sich entschlüpfen ließe. Sie brauchen nur insgeheim das Köhfelder Bier zu beziehen — ein prächtiges Bierchen das! — und den Stammgästen vorzusetzen. Ich wette, die machen sich nichts daraus, wenn sie's auch theurer bezahlen und Ihnen so den Schaden einbringen müssen, den Sie durch die zwangsweise Abnahme des herrschaftlichen Gebräues erleiden."

Der Hausirer hielt den Waldwirth mit einem

lauernden Blicke fest und sog ihm die Antwort förmlich von der Lippe.

„Ich kann mir auf keine andere Art helfen, als auf die, welche Sie da eben angedeutet haben!“ bemerkte der Wirth arglos.

„So — so — also Sie machen es wirklich so!“ murmelte der Jude, „dacht ich mir's doch! Ein kluger Mann findet leicht einen Ausweg! Und wie viel Eimer Köhfelder schänken Sie auf diese Art jährlich ungefähr aus?“

„Im letzten Jahr hab' ich sechszig Eimer von Köhfeld bezogen!“

„Sechszig Eimer!“ betonte der Hausirer lächelnd. „Wenn schon das Bier so schlecht ist, wie wird da erst der Branntwein sein!“ fuhr er fort. „Denn die Branntweinerzeugung ist gewiß ebenso gut herrschaftliches Monopol wie die Biererzeugung!“

„Der Branntwein ist reines Wasser!“ erwiederte der Wirth und wandte sich an sein Weib mit den Worten: „Schänk' mal dem Herrn ein Gläschen vom herrschaftlichen Branntwein ein und damit er den Unterschied sieht, will ich ihm einen Schluck von dem Extrafeuerwasser vorsetzen, wie ich es aus Köhfeld beziehe!“

Wieder verschwand der Wirth und der Jude besichtigte das ihm von der Wirthin präsentirte Schnapsgläschen, prüfte Farbe und Geschmack und sagte mitleidig:

„Gott der Gerechte, wie trüb! Reines Wasser! Was die armen Leute doch für ein Kreuz haben mit diesem herrschaftlichen Schankmonopol! Da sehe Einer diese beiden Biere an — und diese beiden Schnäpse — welch ein Unterschied!"

Der Hausirer nippte wohlgefällig von dem Extrabranntwein, den ihm der Waldwirth inzwischen vorgesetzt und fuhr dann fort:

„Die Herrschaft betreibt die Bier- und Branntweinerzeugung gewiß nicht in eigener Regie, denn sonst würde da herrschen eine größere Toleranz! Aber diese Pächter sind zehnmal ärger als die Herrschaft selbst und möchten Einem sehen gern bis in den Magen hinein, um sich zu überzeugen, ob man hat getrunken vom herrschaftlichen Gebräu, oder vom verpönten Köhfelder!"

„Leider ist es so!" gab der Wirth mit verbissenem Ingrimm zu. „So lang die Herrschaft selbst braute und das gebrannte Wasser erzeugte, war es mit der Kontrolle lange nicht so schlimm.

Aber seitdem sie auf dem Wirthschaftsamte herausgebracht haben, daß die Renten bei der bisherigen Wirthschaft zu kurz kämen, seit sie den Juden als Pächter hingesetzt haben, weil er ihnen zweimal so viel an Eachtgeld geboten hat, als das Bräuhaus bisher an reinem Nutzen abwarf: seitdem ist's gar nicht mehr zum Aushalten und wenn ich heute von einem andern Gewerbe wüßte, ich hinge den Schank sofort auf den Nagel, blos um den Chikanen des Juden zu entgehen!"

Während der Wirth so sprach, warf er einen zufälligen Blick zum Fenster hinaus und was er da sah, machte ihn unwillkürlich erbleichen.

Mit einer hastigen Bewegung fuhr er gegen den Tisch hin, an welchem der Hausirer, von den verschiedenen Bier und Branntweinsorten umgeben saß und suchte sich der Extragetränke zu bemächtigen. Der Hausirer wehrte sich seiner trinkbaren Errungenschaften, indem er ein verwundertes Gesicht machte und ausrief:

„Gott der Gerechte, was kommt Ihnen bei! Werden Sie sein so grausam und mir nehmen mein gutes Bier und meinen Extrabranntwein und mir lassen das herrschaftliche Gebräu?"

„Er ist da — er kommt —“ stotterte der Waldwirth halblaut, indem er neuerdings nach den verpönten Flüssigkeiten ausgriff und dazwischen angstvolle Blicke nach der Thür richtete.

„Wer ist da? Wer kommt?“ fragte der Hausierer, in der einen Hand das Extrabier und in der anderen den Extrabranntwein in solcher Höhe schwingend, daß ihm der Wirth keines von Beiden entreißen konnte.

„Wer anders als der Pächter des Trankregals!“ schleuderte der Wirth mit gepreßter Stimme heraus und langte krampfhaft nach der verbotenen Waare.

Aber schon hatte sich die Thür aufgethan und der Pächter stand mitten im Zimmer, den Hausirer und den von seinem Beginnen ablassenden Wirth mit einem lauernden Blicke streifend.

Und hinter dem Pächter stand noch ein Mann, der den Waldwirth vollends über die Bedeutung der Scene aufklärte, da er die Uniform des Amtes trug.

Der Pächter des herrschaftlichen Trankregals ging geraden Weges auf den Hausirer zu, nahm

ihm das Extrabier aus der Hand und es gegen das Licht haltend, sagte er lächelnd:

„Ei, da sehe einer das Bierchen! Das ist auch nicht in Gellenschwangen gewachsen, das Bierchen! Hat ganz die Köhfelder Farbe, das Bierchen — sagt mir doch, lieber Waldwirth, wie viele Eimer solchen Bieres schänkt Ihr wohl jährlich aus?"

Der Pächter hielt den Wirth mit einem stechenden Blicke fest und kümmerte sich nicht um das trotzige Schweigen und das finstere Aussehen desselben.

Je schweigsamer der Wirth war, desto beredter zeigte sich der Hausirer, der sich beeilte, anstatt des stummen Hausherrn das Wort zu nehmen und mit einem boshaften Lächeln zu bemerken:

„Wie viel wird er ausschänken von dem Köhfelder Bierchen, als so einige fünfzig, sechszig Eimerchen im Jahr? Hat es ja selbst gestanden — sechszig Eimerchen!"

Der Wirth, der das Ganze nunmehr durchblickte, stierte den Hausirer mit weit herausgewälzten Augen an und rief mit vor Wuth bebender Stimme:

„So also war's gemeint? Einen Spion hat man mir über den Hals geschickt! Der Herr Hausirer sollte hier vorsprechen, mich herumkriegen, das Terrain auskundschaften, während der Herr Pächter draußen wartete, um im rechten Augenblicke eintreten zu können. Pfui über ein solches hinterlistiges Benehmen! Das hätte ich ahnen sollen, ich hätte dem Hausirerspion eins aufgespielt, daß es ihn Zeitlebens nicht mehr nach einem Extrabier gelüstet hätte."

„Wie sich die ehrliche Haut ärgert, weil sie auf verbotenen Wegen ertappt wurde!" höhnte der Hausirer lachend.

„Laß ihn sich ärgern, Meseles, laß ihn sich austoben!" rief der Pächter. „Wenn er wird recht zornig sein, so ist's gut für uns, denn dann spricht er sich hinein und gibt uns selbst schätzbare Daten. Also sechszig Eimer hat er jährlich von Köhfeld bezogen? Gut so — die sechszig Eimer muß er mir ersetzen! Zwei Jahre bin ich hier Pächter; zweimal sechszig macht hundertzwanzig Eimer — der Eimer vier Gulden, macht vierhundertachtzig Gulden; ich werde mich pränotiren primo loco auf die Waldschänke! Ich werde

greifen auf alle Fahrnisse, auf Alles, was da liegt und steht, auf Haus und Hof, auf diese kupfernen Kannen und zinnernen Gläser — haben Sie die Güte, Herr Amtsdiener und schreiben Sie Alles zusammen, was Sie hier sehen, damit ich gedeckt bin mit meinen vierhundertachtzig Gulden und morgen lasse ich sie einklagen, die vierhundertachtzig Gulden!"

„Vergiß nicht auf den Branntwein!" rief Mefeles triumphirend, indem er sein Extragläschen schwang.

„Gut, daß Du mich thust erinnern an den Branntwein, Mefeles!" rief der Pächter. „Den Branntwein, den er von mir nicht abgenommen hat, muß er mir auch ersetzen — wegen des Branntweins pränotire ich mich mit einem unbestimmten Betrage auf dem Besitzstande, welcher wird vorgemerkt werden secundo loco nach den vierhundertachtzig Gulden, bis wird sichergestellt sein der effektive Schaden, den er mir hat zugefügt dadurch, daß er seinen Gästen vorsetzte Köhfelder Branntwein!"

„Es wäre gut, wenn man auch visitirte seine Keller, wahrscheinlich wird man da finden einen

geheimen Raum, in welchem liegen werden einige Eimerchen vom Köhfelder Bier!"

„Glaubst Du, Mefeles, ich werde fortgehen, ohne zu visitiren seine Keller? Warum habe ich mitgebracht die obrigkeitliche Assistenz, als um zu visitiren seine Keller und ihm auszuschütten das Köhfelder Bier? Die Erde soll heut nicht dursten umsonst, nachdem sie die Sonne ausgetrocknet hat, soll sie bekommen Köhfelder Bier zu trinken! Aber weißt Du was, Mefeles, geh' Du visitiren die Keller. Ich bin zu sehr aufgeregt und wenn ich fände viel Köhfelder Getränk, könnte mich treffen der Schlag auf der Stelle. Geh' Mefeles, ich thu' Dich ernennen zu meinem außerordentlichen Bevollmächtigten und gebe Dir unbedingte Vollmacht, ausschütten zu lassen alles Bier, welches nicht trägt die Signatur: Gellenschwangen!"

Mefeles verschwand mit dem Amtsdiener, um die Kellervisitation vorzunehmen und dem Waldwirthe wurde bedeutet, mitzukommen, damit er sich nachträglich über nichts zu beschweren habe!

Viertes Kapitel.

Die Explosion.

Das Schloß von Gellenschwangen war von Wirthschaftsgebäuden eingeschlossen, auf welche jetzt ein herkulisch gebauter Mann zugeht, für dessen Körperdimensionen nicht so leicht wieder ein Seitenstück hätte gefunden werden können. An diesem in's Große und Breite gearbeiteten Körper strotzte Alles von Fleisch, von dem ovalen, stark roth angehauchten bartlosen Gesichte bis zu dem Schenkel, der säulenartig das massive Gehäuse des Oberkörpers trug, auf welchem der Brustkorb mit dem Bauche um den Vorzug des entschiedenen Vorranges wetteiferte.

Der kernhafte Mann, der in seinem Auftreten die Inkarnation physischer Kraft und Gesundheit repräsentirte, trug seinen Kopf aufrecht und ging

einher mit Schritten, die jeden, der nebenher gewandert wäre, unabweislich zum Laufen gezwungen hätten, wenn er nicht zurückbleiben wollte.

Wie der Mann so den Hof durchmaß und die ehrerbietigen Grüße der Begegnenden nur durch eine herablassende Kopfbewegung erwiederte, sah man ihm den Autokraten von Weitem an, der hier gewohnt war zu befehlen, ohne den geringsten Widerspruch fürchten zu müssen. Man sagte sich unwillkürlich, daß wenn die Intelligenz dieses Mannes nur halb so groß sei, wie seine körperliche Kraft, er eine unfehlbar zum Befehlen prädestinirte Natur sei.

Der Mann näherte sich einer Thür, über welcher die Aufschrift zu lesen war: „Wirthschaftskanzlei der Herrschaft Gellenschwangen!“

Im Begriff einzutreten, stieß er auf eine verkümmerte Gestalt, die sich bis zur Erde vor ihm neigte, den in allen Farben schillernden Hut vom Kopfe riß und in die Worte ausbrach:

„Der gnädige Herr Wirthschaftsrath thun mir kommen in den Weg wie ein Abgesandter des Himmels!“

„Was habt Ihr wieder, Schlemmele?“ fragte der Wirthschaftsrath, indem er stehen blieb.

„Geruhen der gnädige Herr Wirthschaftsrath anzuhören einen armen Familienvater. Ich weiß nicht, ob sich der gnädige Herr erinnern, daß ich im Frühjahr erstieg das sämmtliche Rothobst, welches noch unreif hing an den Bäumen. Ich habe dafür gezahlt einen hohen Pachtschilling und habe fast nichts gelöst. Der gewaltige Junisturm hat abgeschüttelt das halbe Rothobst von den Bäumen und was noch hängen blieb, das haben die Leute gestohlen auf Rechnung des Junisturmes!“

„Das ist ein Unglück, Schlemmele, für das Niemand kann,“ sagte der Wirthschaftsrath achselzuckend. „Ihr habt genug gute Obstjahre gehabt, daß Ihr ein mittelmäßiges immer mit in den Kauf nehmen könnt!“

„Ich will nun nichts mehr sagen über das Rothobst, gnädiger Herr und mich zufrieden geben mit meinem Schaden, wenn ich nur als Entschädigung erhalte das Steinobst und das herbstliche Kernobst!“

„Ihr sollt die Herbstfrucht haben, Schlemmele!“ entschied der Wirthschaftsrath.

„Gott thu' Ihnen vergelten viel tausendmal an Ihnen und Ihrer Familie bis in das zehnte Glied, was Sie haben Gutes gethan an einem armen Juden, der hat vier unmündige Würmer zu ernähren!" rief Schlemmele in überströmender Dankbarkeit und es hätte nicht viel gefehlt, so würde er seinem Retter die Hand geküßt haben. Inzwischen begnügte er sich damit, sich so tief vor dem Wirthschaftsrathe zu verneigen, daß ihn dieser endlich, um die Thür frei zu erhalten, ungeduldig bei Seite schob.

Die hölzerne Treppe erstöhnte unter dem gewichtigen Tritte des riesenhaften Mannes, bei dessen Anblick all die verschieden klassificirten und betitelten Schreib- und Rechenmaschinen, welche den langen Saal der Wirthschaftskanzlei füllten, wie ebenso viele Drahtmännchen in die Höhe sprangen.

Alles stand da mit gekrümmtem Rücken, mit unterwürfig gesenktem Haupte und mitten durch schritt majestätischen Ganges der gewaltige Mann, der hier herrschte und hatte für die sich rechts und links tief Neigenden bald ein gnädiges Lächeln, bald eine huldvolle Kopfneigung.

Dort verneigte sich auch Moses Leder, der Pächter des herrschaftlichen Trankregals, der sich eben längere Zeit mit dem Rentmeister unterhalten hatte.

„Welch ein Glück, daß ich kann sprechen den Herrn Wirthschaftsrath, da ich demselben Sachen mitzutheilen habe von äußerster Wichtigkeit!“ ließ sich Leder vernehmen.

Der Wirthschaftsrath schob den Pächter in sein Kabinet und die Thür schloß sich hinter den Beiden. Als sie sich nach einer halben Stunde wieder aufthat, erschien Moses Leder mit einem in voller Siegesfreude strahlenden Gesichte auf der Schwelle.

„Gott, was ist der Herr Wirthschaftsrath für ein lieber Herr!“ sagte Leder im Vorbeigehen zum Rentmeister. „Und wie herrlich er heute beliebt gelaunt zu sein, der Herr Wirthschaftsrath — es ist ein förmliches Vergnügen, mit ihm zu verhandeln. Der Bau des neuen Bräuhauses ist so gut wie beschlossen!“

Damit empfahl sich der Jude. Die Beamten sahen einander verstört an und warfen einer nach dem Andern scheue Blicke auf die dem Kabinet

des Wirthschaftsrathes gerade gegenüber liegende Thür, hinter welcher sich das Bureau des Verwalters Kernhaut befand.

„Ich fürchte, die gute Stimmung des Wirthschaftsrathes wird am längsten gedauert haben,“ sagte der Rentschreiber Zünglein mit gepreßter Stimme zu einem seiner Collegen, „wenn er erst —“

Zünglein kam nicht dazu, den angefangenen Satz zu vollenden, denn der Wirthschaftsrath öffnete die Thür und trat in die Kanzlei ein. Er machte einen Gang durch dieselbe und blieb dann vor dem Rentschreiber stehen, zog eine große, goldene Dose hervor, drehte sie dreimal in der Hand herum, klopfte ebenso oft auf den Deckel und beglückte endlich Zünglein durch das Angebot einer Prise.

„Sie wissen, daß ich auf dem Meierhofe war, Zünglein, den wir kürzlich gekauft haben!“

„Schade nur, daß der Hof mit Gellenschwangen nicht zusammenhängt!“ erlaubte sich der Rentschreiber einzuwerfen.

Der Wirthschaftsrath lächelte bedeutungsvoll, indem er erwiederte:

„Nur Geduld, lieber Zünglein — was nicht ist, kann werden!“

„Der Herr Wirthschaftsrath belieben zu meinen, daß Rom auch nicht an einem Tage erbaut wurde!“ bemerkte Zünglein, der etwas gelesen hatte und sein Licht gern leuchten ließ, mit süßlichem Lächeln.

„Lassen Sie mich mit dieser belletristischen Phrase aus, Zünglein,“ verwies der Wirthschaftsrath streng, indem sich seine Miene verfinsterte. „Was geht uns Rom an — Gellenschwangen ist unser Boden, dessen wir uns anzunehmen haben!“

„Der Herr Wirthschaftsrath belieben ganz Recht zu haben — Gellenschwangen ist unser hic Rhodus, hic salta!« beeilte sich Zünglein verbessernd zu bemerken, ohne zu bedenken, daß er sich noch tiefer hineinsprach.

Der Wirthschaftsrath streifte den Subalternen mit einem Blicke der Geringschätzung und bemerkte:

„Sie sind unverbesserlich mit ihrem schöngeistigen Phrasenwerk, Zünglein! Sie könnten als Mitarbeiter bei Schlemm's Phönix eintreten!“

Der zurechtgewiesene Rentschreiber entfärbte sich vor Verlegenheit und stammelte:

„Die Gewohnheit ist die zweite Natur des Menschen!“

„Immer besser! In welchem Romane steht das wieder? Wenn Sie so fortfahren, Jüngling, werde ich auf Ihre Pensionirung antragen müssen. Ich bin ja keinen Augenblick sicher, daß Sie mir nicht auch eines schönen Tages hier in der Wirthschaftskanzlei einen Pendant zum Phönix gründen. Der arme Doktor Pränotarius — heute hat er mir seinen Jammer mit dem Schlemm, seinem belletristischen Schreiber geschildert — ich hätte ihn gejagt, den Schöngeist; mir hätte er während meiner Abwesenheit in der Kanzlei einen Phönix gründen sollen! Der Mensch hat, kurz nachdem er das Blatt in's Leben rief, auch mich behelligt — er stahl mir fünf Minuten meiner kostbaren Zeit, indem er sich bemühte mich als Pränumeranten des Phönix zu pressen. Aber ich habe es ihm gesagt! Ich kenne keine Belletristik, sagte ich ihm kurz, meine ganze Anschauung über den Kram in wenige Worte zusammenfassend, darum lese ich auch keine. Sie sehen in mir ein

lebendiges Beispiel, daß man auch ohne Novellen und Romane leben kann. Wenn ich Romane gelesen hätte, wer weiß, ob ich heute Wirthschaftsrath in Gellenschwangen wäre! Das sagte ich ihm und gab ihm, als er kleinlaut abzog, noch den guten Rath mit auf den Weg, solche Allotria gehen zu lassen und sich, wenn er durchaus schreiben wolle, der Landwirthschaft zuzuwenden. Die landwirthschaftliche Literatur ist die einzige, welche eine Berechtigung hat. Sie hat einen festen Grund — den Boden, auf dem wir stehen. Alles Andere ist eitel Phrasenwerk, durch das Niemand selig wird. Hundert Romane bewirken nicht, daß ein Körnlein mehr ausgedroschen wird. Gedroschen wird — ja wohl, aber leeres Zeug!"

Der Wirthschaftsrath hatte sich in eine gewisse Hitze hineingesprochen, was ihm immer widerfuhr, wenn ihn Zünglein's unglückselige Phrasen auf die von ihm so gehaßte Belletristik brachten.

Zünglein, sonst seinem Chef gegenüber die Unterwürfigkeit und Nachgiebigkeit selbst, konnte sich diesmal in seiner Gereiztheit nicht enthalten, dem nüchternen Wirthschaftsrathe einen gelinden

Hieb zu versetzen und in sarkastisch anklingendem Tone warf er die Bemerkung hin:

„Jetzt erkläre ich mir die Ausfälle des Phönix gegen die Imprägnirungsmethode!“

Der Wirthschaftsrath stutzte und sah sein Gegenüber mit einem forschenden Blicke an.

„Welche Ausfälle?“ fragte er rasch.

„Der Herr Wirthschaftsrath legen auf den Phönix überhaupt kein Gewicht — also wird Ihnen auch gleichgiltig sein, was er schreibt.“

„Was er über mich schreibt, wollen Sie sagen?“ forschte der Wirthschaftsrath weiter, indem eine tiefe Röthe über sein Gesicht zog. „Der Phönix hat sich erlaubt? Der Phönix hat es gewagt —“

Dem Wirthschaftsrath versagte die Stimme, er mußte sich damit begnügen, sein weit herausgewälztes Auge in Zünglein's in ein anscheinend harmloses Lächeln gekleidete Züge einzubohren.

Zünglein weidete sich an der Aufregung seines Vorgesetzten und warf dann trocken ein:

„Der Herr Wirthschaftsrath wollen in Betracht ziehen, daß bei dem Redakteur des Phönix

von einem Wagniß gar keine Rede sein kann. Er ist kein Wirthschaftsbeamter, überhaupt kein herrschaftlicher Beamte, daher vollkommen selbstständig!"

„Wir haben noch ein Preßgesetz!" entfuhr es dem Wirthschaftsrathe in polternder Rede.

„Ich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß dieses nur für gedruckte Journale maßgebend ist," opponirte Zünglein, „der Phönix wird geschrieben, unterliegt also nicht dem Preßgesetz. Wenn der Herr Wirthschaftsrath den Redakteur belangen wollen, dürften Sie ihm nur auf dem Civilrechtswege beikommen. Aber seine Angriffe auf die Imprägnirungsmethode sind so gehalten, daß man schwerlich etwas gegen ihn ausrichten würde!"

Der Wirthschaftsrath machte einen Gang durch den Saal, um sich zu fassen. Er nahm Prise nach Prise, während die schadenfrohen Blicke der Subalternen auf ihm hafteten. Er mochte dies endlich gewahren, und um ihnen das willkommene Schauspiel zu kürzen, kleidete er plötzlich sein Antlitz in ein erzwungenes Lächeln und sagte, vor dem Rentschreiber stehen bleibend:

„Also angegriffen hat er mich? Haha! Das ist köstlich!“

„Nicht Sie, Herr Wirthschaftsrath, sondern die Imprägnirungsmethode!“ verbesserte Zünglein.

„Was heißt das, die Imprägnirungsmethode?“ rief der Wirthschaftsrath, die Stirn runzelnd. „Die Imprägnirungsmethode und ich — sind wir nicht Eines?“

„Das ist allerdings wahr!“ gab Zünglein zu. „Auf den Herrn Wirthschaftsrath und die Imprägnirungsmethode kann man das berühmte l'état c'est moi Ludwig's des Vierzehnten anwenden!“

„Lassen Sie mich mit Ihrem Ludwig dem Vierzehnten und Ihrem Französisch aus!“ rief der Wirthschaftsrath wüthend. „Wir haben es mit dem Imprägnirungssystem zu thun, und das bin ich! Ich habe es erfunden — ich habe es in Versuche gekleidet; während dieser Schmierer es in seinem Phönix lächerlich zu machen suchte, habe ich damit draußen in dem neuangekauften Meierhofe experimentirt. Und warten wir erst die Resultate ab, ehe wir lachen! Wer weiß, ob es in drei Jahren noch einen Dünger als nothwendigen

Bestandtheil der Landwirthschaft geben wird. Wer weiß, ob wir uns nicht das kostspielige Hinausschaffen des Düngers auf die Felder werden ganz ersparen und uns damit begnügen können, den zur Aussaat bestimmten Körnern den Düngstoff zu imprägniren, daß der Boden keiner weiteren Zuthat benöthigen dürfte!"

„Das ist's eben, was der Phönix herausgegriffen hat," wandte Zünglein boshaft ein, „er hat ein Mährchen von einem Landwirth erzählt, der den Düngerstoff dem Korn zu imprägniren sucht und das so imprägnirte Korn auf Steinboden und Felsen wirft, in der festen Ueberzeugung, da in einigen Monaten die üppigsten Saaten stehen zu sehen, wo das imprägnirte Korn hingefallen ist. Der betreffende Artikel des Phönix brachte zugleich eine Portraitfederzeichnung, welche demselben erst die eigentlich injuriöse Bedeutung gab!"

„Der Phönix hat es gewagt mich zu portraitiren — mich zu karrikiren?" donnerte der Wirthschaftsrath.

Zünglein zuckte die Achseln und meinte:

„Ich habe in dem Portrait nichts gesehen,

als eine gewöhnliche Phantasierandzeichnung. Aber die böse Welt wollte behaupten — namentlich auf den Bierbänken trug man sich's geschäftig zu — und auch in den Kanzleien fand es seinen Wiederhall, daß —“

Der Rentschreiber unterdrückte die Fortsetzung, indem er vielsagend lächelte.

Der Wirthschaftsrath wollte sich eben neuem Grimme hingeben, als er sich noch rechtzeitig besann, in ein konvulsivisches Lachen ausbrach und ausrief:

„Haha — das ist lustig! Also nicht blos bei dem Angriff ließ er es bewenden — er karrikirte mich auch! Eine raffinirte Rache für eine abgeschlagene Pränumeration. Das muß man sagen, er versteht sein Handwerk!“

„Der Herr Wirthschaftsrath werden sich zu trösten wissen,“ meinte Zünglein. „Die Londoner Witzblätter karrikiren die berühmtesten Parlamentsmitglieder und Minister —“.

„Lassen Sie mich aus mit Ihren weitwendigen Abschweifungen!“ ereiferte sich der Wirthschaftsrath, indem er sich vergaß. Rasch jedoch wieder einlenkend, sagte er:

„Jetzt werde ich dem Redakteur des Phönix den Pränumerationsbetrag für das verflossene Quartal zuschicken! Er soll sehen, wie wenig mich die Sache alterirt!“

„Das wird in der That einem Staatsstreiche ähnlich sehen wie ein Ei dem andern!“ rief Zünglein im Tone der Bewunderung.

„Ich werde mir blos die Nummer von ihm ausbitten, in welcher er mich zum Gegenstande seiner belletristischen Allotria erwählte. Es wird die einzige Nummer der einzigen belletristischen Zeitung sein, die ich je eines Anblickes gewürdigt habe!“

„O, was die Nummer anlangt — mit der kann ich sofort dienen,“ beeilte sich Zünglein in boshafter Dienstfertigkeit den Wunsch seines Vorgesetzten aufzugreifen. In die Schublade seines Schreibtisches langend, zog er den Phönix hervor und reichte den mit der Federzeichnung geschmückten Artikel dem Wirthschaftsrathe.

Der entfärbte sich, warf dann einen durchbohrenden Blick auf den Subalternen, indem er bedeutsam murmelte:

„So — Sie sind also auch ein Pränumerant

des Phönix? Sie unterstützen den Menschen, der Ihre Vorgesetzten verhöhnt und karrikirt?" und schon wurzelte sein Auge in der Federzeichnung, während die Hand, welche das Blatt hielt, merklich zitterte.

Der Rentschreiber fühlte eine geheime Freude in sich, den Tyrannen dieser Räume einmal gedemüthigt vor sich zu sehen. Er hatte von seiner Rache nichts zu fürchten, denn er strebte nichts an — er wußte, daß ihm nichts Schlimmeres zustoßen könne, als daß er entlassen würde und für diesen äußersten Fall hatte er bereits seine Maßregeln ergriffen, da er sich auf ein sehr praktisches Gebiet, die Photographie, geworfen hatte und auf demselben, Dank seinen angestrengten Bemühungen, bereits Vorzügliches leistete.

Jetzt bezwang sich der Wirthschaftsrath gewaltsam und mit affektirtem Lachen rief er:

„Nicht übel — als ob ich dazu gesessen hätte, das macht mir Spaß — ungeheuren Spaß! Haha — was der Mensch nicht Alles erlebt — sogar in's Wochenblättchen kommt er! Den Mann muß ich ermuthigen — ich pränumerire mich doppelt! Einmal für mich und einmal für

die Wirthschaftskanzlei! Ja, das Blatt soll ganz offen hier in der Kanzlei aufliegen, und da es voraussichtlich nicht bei dem einen Angriff sein Bewenden haben wird, so können sich die Herren noch oft amusiren, wenn der Wirthschaftsrath Gelber einige Hiebe oder Tritte erhält!“

Der Wirthschaftsrath musterte das gesammte Personal mit einem gezwungenen Lächeln und schien erspähen zu wollen, wer sich ganz besonders auf das der Wirthschaftskanzlei in Aussicht gestellte Amusement freue.

Aber da regte sich kein Mensch und keine Miene verzog sich. Alle hatten eine instinktive Ahnung von der eigentlichen Stimmung des obersten Vorgesetzten und sahen seinen Grimm unter der Maske forcirter Heiterkeit und Unbefangenheit gähren.

In diesem Augenblick trat der Verwalter Kernhaut aus seinem Bureau in die Wirthschaftskanzlei ein.

Kernhaut grüßte den Chef kalt.

Dieser erwiederte den Gruß und fragte dann frostig:

„Hat sich nichts Besonderes während meiner Abwesenheit ereignet, Herr Verwalter?“

„Nichts, wovon ich wüßte,“ lautete die gleich-müthige Antwort. „Nur ein simples Promemo-ria ist abgefaßt worden.“

„Ein Promemoria — worüber? Lassen Sie es mich lesen und approbiren.“

„Ich habe es koncipirt und auch approbirt.“

Der Wirthschaftsrath war einer Erstarrung nahe.

„Sie haben es approbirt? Höre ich recht?“ stammelte er, sein Gegenüber fixirend.

„Ich bin so frei gewesen!“

„Wer hat Ihnen die Vollmacht gegeben, zu approbiren?“ brauste der Chef jetzt auf. „Kennen Sie den Geschäftsgang nicht?“

„Ich bin ergraut unter ihm!“ tönte die Ge-genrede, und die eiserne Ruhe des Sprechers bil-dete einen interessanten Contrast zu der Aufge-regtheit des Anderen.

„Wie konnten Sie dann —“

Der innere Sturm ließ den Wirthschaftsrath, den heut' ein Schlag nach dem anderen traf, den angefangenen Satz nicht vollenden. Er mußte

sich begnügen, Kernhaut mit dem Blicke eines gereizten sprungfertigen Löwen anzustarren.

„Es gibt Lagen im Leben, in denen ein Mann von Ehre Alles auf's Spiel setzen muß — ich befand mich in einer solchen Situation, welche das Dispensationsrecht für jeden Formfehler in sich trägt. Es drängte mich endlich unwiderstehlich auszusprechen, was ich schon lange unausgesprochen in mir trug — und ich habe gesprochen! Das ist Alles!"

Der Wirthschaftsrath rang nach Fassung. Endlich hatte er sich so weit bemeistert, daß er mit erkünstelter Ruhe die Frage stellen konnte:

„Wo ist das Promemoria?"

„Es ist bereits expedirt — heute habe ich es dem Herrn Baron nach Wiesbaden nachgeschickt!"

Einen Augenblick stand Gelber da wie vom Blitz getroffen, dann rief er, seine Züge zu einem höhnischen Lächeln verziehend:

„Immer besser!"

„Das Concept liegt zu Ihrer Einsicht bereit!" bemerkte der Verwalter furchtlos und blickte den

Chef offen an. „Litera B, 4 k, das ist seine Bezeichnung in den Registratursakten!“

Der Wirthschaftsrath kämpfte einen Augenblick mit sich selbst — dann ging er gemessenen Schrittes auf den Registraturschrank zu. Eigenhändig griff er in die Abtheilung B, hob den Fascikel 4 k aus dem Wust der bestaubten Papiere heraus und suchte langsam, ohne einen besonderen Eifer oder irgend welche auffällige Eilfertigkeit zu zeigen, nach dem neuesten Concepte.

Jetzt hielt er es in der Hand und sein Auge bohrte sich ein in die Lettern, die wie in Erz gegossen von Kernhaut's eiserner, fester Hand langsam gezeichnet dastanden.

Indem er las, setzte er möglicher Beobachtung ein affektirtes geringschätziges Lächeln entgegen.

Todtenstille herrschte in der Wirthschaftskanzlei. Kernhaut war in derselben der einzig ruhig Athmende.

Jetzt schlug der Wirthschaftsrath das Auge von dem Schriftstücke auf, richtete es auf Kernhaut und sagte:

„Sehr schön, Herr Verwalter — sehr schön als Stylübung. Ich glaube, der Herr Baron

wird es als solche gebührend würdigen. Vielleicht werden Sie Wirthschaftsrath. Der Herr Baron wird zu entscheiden haben — jetzt steht ihm die Wahl offen zwischen mir und Ihnen! Ich bin selbst neugierig, wie er sich entscheidet!"

Und ohne Kernhaut und das übrige Personal weiter eines Blickes zu würdigen, schritt der heute so schwer geprüfte Mann mit dem Schriftstück zur Thür hinaus.

Fünftes Kapitel.

Im Park.

Der Baron von Feuchtwangen hatte Jaquetta's Antwort mit Ungeduld entgegengesehen und sich, als sie zu der Zeit, wo er sie mit Bestimmtheit erwartet hatte, nicht kam, verzweiflungsvollem Trübsinne hingegeben.

Er hatte, ehe er den vor nahezu einem Jahre gegen Slyken eingegangenen Verpflichtungen nachkommen konnte, noch Manches zu ordnen, und auf der anderen Seite duldete die Erfüllung dieser grausamen Verpflichtung keinen Aufschub.

Er mußte als Mann von Ehre sein Wort pünktlich lösen.

Er sagte sich wohl, daß ihm Slyken die Lebensfrist verlängern würde, wenn er darum ersuchte und triftige Gründe vorschützte; aber er

mochte um keinen Preis der Welt eine ähnliche Bitte an Elyken stellen, weil sie dieser als eine Feigheit auslegen und sich über ihn als einen Mann, der sich vor dem Tode fürchtete, lustig machen konnte.

Einen Augenblick hing er einem anderen Gedanken nach; er wollte seiner Geliebten die volle Wahrheit gestehen und sie über seine Zukunft und sein Leben entscheiden lassen. Wenn sie ihm sagte: lebe, so wollte er sein Vermögen zu Geld machen und mit der Geliebten Europa verlassen.

Amerika war groß genug, um ihm, dem drüben zum Tode Verurtheilten ein Asyl zu bieten und hatte die Geliebte nur den Muth, dies Asyl mit ihm zu theilen, so konnte er sich leicht darüber hinwegsetzen, was in der alten Welt seine Standesgenossen von ihm dachten und wie sie ihn beurtheilten. Aber so verlockend der Gedanke an die Möglichkeit auch war, drüben in der neuen Welt ein in der alten verwirktes Leben in stiller Verborgenheit unter dem Schutze der Liebe weiterführen zu können, so beschäftigte er den Baron doch nur eine kurze Zeit,

da sich sein feines Ehrgefühl gegen einen solchen Ausweg sträubte.

Es blieb dem lebenslustigen Manne nichts übrig, als dem nahen Tode muthig in's Auge zu sehen und sich auf ihn vorzubereiten. Diese Vorbereitung wäre ihm nun allerdings bei seiner Stimmung und Gemüthsverfassung wesentlich erleichtert worden, wenn Jaquetta auf seine Bitte eingegangen und herbeigeeilt wäre, um seiner Verlobten eine Freundin und Trösterin zu werden.

Er gab zwar die Hoffnung, daß sie seinen Brief in irgend einer Weise beantworten würde, noch immer nicht auf, aber da ein Tag nach dem andern verfloß und die Stunde, die seinem Leben voraussichtlich ein Ende machen würde, immer näher heranrückte, so konnte er nicht länger in Unthätigkeit auf eine Kunde von Jaquetta warten.

Das Nächste und Wichtigste, was ihm vor seinem Ende noch zu thun oblag, war, daß er seine Tante in Wiesbaden besuchte. Sie war seine nächste Verwandte, und da sie das Unheil mit hervorgerufen, so hatte sie auch gewissermaßen

die Verpflichtung, die Folgen desselben nach Thunlichkeit zu mildern. Ihr wollte er Alles sagen und sie bitten, seiner Verlobten zur Seite zu stehen, wenn von Jaquetta keine Mittheilung einlaufen sollte.

Als er nach Wiesbaden abreiste, befahl er, daß man etwa unter seiner Adresse anlangende Briefe ihm unverzüglich nach Wiesbaden nachsenden möge. Von Wiesbaden wollte er dann noch einmal nach Böhmen zurückkehren, von seiner Verlobten unter dem Vorwande, daß er eine größere Reise zu machen genöthigt sei, Abschied zu nehmen und sich dann in einem stillen Erdenwinkel mit Slyken und dem Leben abfinden. Er dachte dabei mit besonderer Vorliebe an den unheimlichen Lärchenbaum im Park zu Wiesbaden.

Er reiste ohne Aufenthalt und kam an einem Nachmittag in Wiesbaden an. Kaum im Hôtel zu den vier Jahreszeiten angekommen, erfuhr er, daß Graf Slyken da sei und wie gewöhnlich drüben im Hôtel Nassau wohne. Der Graf war auch erst vor wenigen Tagen aus einem böhmischen Gebirgsbade, in welchem er Heilung gesucht,

zurückgekommen und wollte den September in Wiesbaden zubringen, wo es noch sommerlich warm war, während über dem böhmischen Bade, das sehr hoch im Riesengebirge lag, schon düstere Herbstnebel aufzusteigen begannen, welche das regelmäßige Finale der mit Ende August zu Grabe gehenden Saison darstellten.

Feuchtwangen nahm sich vor, Slyken nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen; sein Gegner im Duell sollte erst wieder an ihn erinnert werden, wenn er die Kunde von seinem Ableben erhielte.

Feuchtwangen warf aus seinem Fenster einen Blick auf die Landschaft, über welche der Abend seine tiefen Schatten senkte. Nur die goldene Kuppel der russischen Kapelle glänzte noch hell von der Höhe nieder.

Der Baron ging mit sich zu Rathe, ob er gleich zu seiner Tante hinübergehen oder sich noch Zeit zur Sammlung gönnen sollte. Er kam zu dem Entschlusse, den Besuch auf morgen zu verschieben und heute nur noch einen Spaziergang durch den Park zu machen. Wenn er die dunkleren Partien desselben aufsuchte, so hielt er

sich so ziemlich außer Berührung mit den Menschen und lief auch keine Gefahr, auf Slyken zu stoßen.

So ging er denn hinaus und schritt die dunklen Gänge entlang, bis er sich, er wußte nicht wie, in dem melancholischsten Winkel des Parkes und an jener Stelle befand, wo der Lärchenbaum stand, an den schon so mancher Müde sein Haupt gelehnt in dem Augenblick, wo er die Pistole auf dieses Haupt richtete.

Es war derselbe Lärchenbaum, in dessen Nähe sich der Gensdarm Victor getödtet hatte.

Der Baron wußte dies nicht, er kannte überhaupt nicht die verhängnißvolle Bedeutung dieses düsteren Baumes, die Anziehungskraft, welche der Baum und der Ort überhaupt auf alle jene übte, die mit Selbstmordgedanken umgingen, aber der Ort kam ihm so traurig und so einsam vor, daß unwillkürlich der Gedanke durch seine Seele zuckte: wenn ich nicht noch nach Böhmen müßte, um mein Testament zu machen und sie, die ich liebe, noch einmal zu sehen, so würde ich mir hier die Kugel durch den Kopf jagen!

Verzweiflung im Herzen erhob sich Feucht-

wangen nach einer Weile von der Bank, auf der er eine Viertelstunde gesessen hatte.

Er schritt rasch weiter, als er aus einer dunklen Allee ein weibliches Wesen hervorkommen und die Richtung gegen den Weiher einschlagen sah.

Die Frau war seltsam gekleidet; ein langer, schwarzer Mantel, der sich rückwärts unter dem Halse zu einer breiten Kapuze faltete, wallte ihr über die Schultern hinab.

Der fremdartige Mantel, die ganze Gestalt mutheten den Baron so eigenthümlich, so bekannt an — er grübelte nach, wo er beide bereits gesehen. Dabei schritt er immer schneller weiter, um die Gestalt, die mehr flog als ging, nicht aus dem Auge zu verlieren.

Wie er so nachdachte, woran ihn die Gestalt mahne, fiel ihm Jaquetta ein. Er erinnerte sich lebhaft der Stunde, wo sie zu seiner Tante gekommen war, um sich wegen des Ringes zu rechtfertigen. Sie hatte damals einen Mantel angehabt, der gerade so aussah wie der, den die Frau trug, die da vor ihm durch die dunkle Allee dahinhuschte. Aber nicht der Mantel allein

war es, der an Jaquetta erinnerte — es war auch Jaquetta's Gestalt, Haltung und Gang — sollte sie es sein? Aber wie kam sie nach Wiesbaden? Was wollte sie in Wiesbaden? Lebte sie nicht mehr in Ostende? Sollte sie wieder nach Wiesbaden übersiedelt sein? Sollte sie Dick's ungepflegtes, vernachlässigtes Grab nicht in der fernen Heimath geduldet und hieher gelockt haben? Sollte sie seinen Brief nicht erhalten haben? Dann war ihr Schweigen mit einem Schlage erklärlich.

Wenn es aber Jaquetta war, so führte sie ihm hier ein glücklicher Zufall in den Weg, und er mußte sie haschen, ehe sie ihm entschlüpfte.

Solcher Gedanken voll verfolgte der Baron die Frau, welche vor ihm dahineilte, einen bedeutenden Vorsprung vor ihm, aber sicherlich keine Ahnung davon hatte, daß ihr Jemand auf der Fährte sei und sich mit ihrer Verfolgung beschäftige.

Jetzt war die Frau dicht am Weiher — jetzt machte sie Halt — sie schien sich umzusehen, ob sie allein sei und als sie Niemand in der Nähe gewahrte, warf sie sich in das Wasser.

Der Baron, der das Beginnen der Unglückseligen gesehen, stand einen Augenblick starr vor Entsetzen da — im nächsten raffte er sich auf, eilte auf den Weiher zu und stürzte sich mit dem lauten Rufe: „Zu Hilfe — zu Hilfe!" in den Teich, der mit dem Tode Ringenden nach.

Er erfaßte sie glücklich, da er die Stelle, wo sie untergesunken war, glücklich getroffen hatte; während er sich bemühte, mit seiner Bürde das Ufer zu erreichen, sammelten sich bereits Leute, welche der laute Hilferuf herbeigelockt hatte, um die Unglücksstelle.

Man leistete Unterstützung und ehe eine Minute vergangen war, hatte der Baron die Selbstmörderin an's Ufer gebracht und den umstehenden Neugierigen die nöthigsten Aufklärungen über den Hergang gegeben. Er bat, man möge einen Wagen herbeischaffen und erklärte, die Unglückliche in sein Hôtel bringen und dort für sie sorgen zu wollen.

Der Wagen war bald zur Stelle, ein Arzt hatte sich auch eingefunden und nahm neben der in Ohnmacht liegenden Frau Platz.

In fünf Minuten hielt der Wagen vor dem

Hôtel zu den vier Jahreszeiten und der Baron und der Arzt hoben die Frau aus demselben.

Der Baron wußte noch immer nicht bestimmt, ob es Jaquetta war, die er gerettet hatte. Jetzt fiel das Licht der Gasflamme grell auf das bleiche Antlitz der dem Tode Abgerungenen — der Baron konnte nicht mehr zweifeln — es war wirklich Jaquetta, die ihrem jungen Leben in dem Wasser des Weihers hatte eine Ende machen wollen.

Feuchtwangen stand vor einem im Augenblick für ihn unlösbaren Räthsel — was hatte Jaquetta in den Tod getrieben?

Sechstes Kapitel.

Versprechen gegen Versprechen.

Der Baron war zugegen, als Jaquetta in Folge der von dem Arzte getroffenen Anstalten die Augen aufschlug.

Ihr erster Blick fiel auf ihn und sie stieß, als sie ihn erkannte, einen unartikulirten Schrei aus.

Eine dem Baron unerklärliche Bewegung schien sich Jaquetta's bemächtigt zu haben, sobald sie zu dem Bewußtsein kam, wer sich in ihrer Nähe befand. Das Erkennen des Barons, die Ahnung, die ihr aufstieg, daß er es sei, dem sie ihre Lebensrettung verdankte, wühlte ihr Gemüth so auf, daß sie in neue Ohnmacht sank, aus welcher sie nur langsam erwachte.

Als man sie wieder zu sich gebracht hatte, sah sie den Baron starr an, ergriff seine Hand und murmelte in abgerissenen Lauten:

„Sie haben ihn — den Brief — den Brief —“

Weiter brachte sie nichts heraus, denn die Stimme versagte ihr und die Gedanken schienen sich ihr zu verwirren. Sie suchte sichtlich nach Worten und fand keine. Sie bewegte die Lippen und es kam kein Laut hervor.

Dabei schüttelte sie der Frost und eine Minute später glühte ihr Stirn und Wange in wahrhaft unheimlicher Weise.

„Sie ist ernstlich krank!“ sagte der Arzt.

„Ich bleibe bei ihr und werde sie pflegen!“ erklärte der Baron.

Jaquetta schien die Worte verstanden zu haben, denn sie bemächtigte sich mit einer blitzartigen Bewegung seiner Hand und drückte sie Dabei glitt ein Lächeln über ihr Antlitz, um jedoch schon im nächsten Augenblick einem schmerzhaften Ausdrucke zu weichen.

„Mein Kopf, mein armer Kopf —“ seufzte sie, „er will mir zerspringen! Wo ist der Brief?“ überging sie aus dem Klageton in einen energischen Ausruf; „der Brief — ich habe ihn aufgegeben — er ist nicht in's Wasser gefallen wie ich — in's Wasser — haha — das Wasser ist

tief und glatt — zum Grunde des Wassers ist ein weiter Weg, aber ich will ihn machen — ich muß ihn machen — Ihr haltet mich umsonst — unten ist mein Bett — es ist weich — der Brief —“

„Sie phantasirt!“ sagte der Arzt besorgt. „Es ist eine Gehirnaffection vorhanden, vielleicht ein hitziges Fieber im Zuge — man darf die Unglückliche keinen Augenblick allein lassen.“

„Ich bürge dafür, daß sie keinen Schaden nimmt!“ sagte der Baron. „Ich werde nicht von ihrem Bette weichen!“

Der Baron hielt Wort. Er, der selbst nur noch wenige Tage zu leben hatte, wenn nicht ein Wunder eintrat, widmete der Kranken seine ganze Zeit. Nicht einmal zu seiner Tante, um deren willen er doch nach Wiesbaden gekommen war, ging er hinüber. Er dachte nicht an sich, nicht an seine Verlobte oder wenn er sich in seinen Gedanken mit der letzteren beschäftigte, so geschah es mit einem Gefühle tiefer, wehmüthiger Resignation. Er machte sich mit der Idee vertraut, die Geliebte in diesem Leben nicht mehr zu sehen. Jaquetta konnte er nicht sich selbst überlassen, er

mußte an ihr, die er einst geliebt, das Unrecht gut machen, das seine Tante um dieser Liebe willen gegen sie geübt. So wollte er denn an dem Krankenbette ausharren, so lange er konnte, so lange er durfte, ohne an seiner Ehre Schaden zu leiden.

Wenn die Stunde gekommen, wo er sein Wort einlösen, wo er sich die Kugel durch den Kopf jagen mußte, dann wollte er Jaquetta seiner Tante überantworten — bis dahin wollte er selbst ihr Hüter sein. Vielleicht daß sie inzwischen genas, vielleicht, daß sich bis dahin der Schleier des Geheimnisses lüftete, der über ihr und über ihrer unseligen That, die er verhindert, lag. Den Gedanken, von Slyken eine Verlängerung der Lebensfrist zu erbitten, ließ er auch jetzt nicht aufkommen.

Die Krankheit Jaquetta's war ein ausgesprochenes Nervenfieber und die Unglückliche wälzte sich in wilden Phantasieen auf ihrem Lager. Sie kannte Niemanden von denen, die sie umgaben, sie erkannte weder den Baron, noch den Arzt, der sie behandelte, noch die barmherzige Schwester, die sich mit Feuchtwangen in ihre Pflege theilte.

In ihren Fieberphantasieen sprach sie Dinge, welche Niemand verstand, zu welchen allen Zuhörern bis auf einen der Schlüssel fehlte — dieser eine, der in den wirren Worten einen entsetzlichen Zusammenhang ahnte, war der Baron.

Er fing an das fürchterliche Geheimniß, das hier obwaltete, zu begreifen — einzusehen, warum Jaquetta nach Wiesbaden gekommen war, warum sie den Tod gesucht.

Die Erkundigungen über den Brief traten auch in ein grelles Licht, als ein Brief an ihn einlangte, der von Wiesbaden den Weg nach dem Städtchen Gellenschwangen in Böhmen und von da wieder zurück nach Wiesbaden genommen.

Der Brief gab ihm das verwirkte Leben wieder — er enthielt eine Erklärung des Grafen von Slyken, daß er nicht darauf bestehe, daß sich der Baron das Leben nehme.

Der Brief enthielt gar keine Andeutung, welche die unerwartete Großmuth auf Seite Slyken's irgendwie motivirt hätte. Er wäre in seiner lakonischen Fassung Feuchtwangen vollkommen unbegreiflich gewesen, wenn dieser in den Aeußerungen, die Jaquetta in ihren Fieberphantasieen von sich

gegeben, nicht einen Schlüssel zu demselben gefunden hätte.

Das heroische Opfer, das ihm Jaquetta gebracht, trat in ein immer zweifelloseres Licht. Jaquetta hatte sich Slyken zu eigen gegeben, um ihm das Leben zu retten.

Mit niederschmetternder Wucht lastete dieser Gedanke auf dem Baron, dessen Stimmung und Gemüthsverfassung sich nicht beschreiben läßt. Er wüthete gegen sich selbst und klagte sich an, den Brief an Jaquetta geschrieben zu haben, in welchem er im Interesse seiner Verlobten an ihr Herz appellirt hatte. Er bereuete bitter, den verhängnißvollen Brief geschrieben zu haben — aber hatte er ahnen können, daß er Jaquetta zu der That treiben würde, die sie in seinem Interesse unternommen?

Da hielt er den Freibrief in der Hand, aber die Schamröthe färbte seine Stirn, als er ihn zerknitterte. Um welchen Preis war sein Leben von dem edlen Geschöpfe, das hier hilflos lag, erkauft worden? Konnte, durfte er ein Leben weiter schleppen, das so erkauft worden? Mußte er nicht zu Slyken eilen, ihm den Freibrief vor

die Füße werfen, ihn des schmachvollen Handels wegen zur Rede stellen und nicht früher die Angelegenheit als erledigt betrachten, als bis einer von beiden auf dem Platze geblieben?

Aber wenn er der war, der auf dem Platze blieb, was wurde dann aus Jaquetta? Sie hatte das Aeußerste gethan, was eine Frau thun kann, um ihm das Leben zu retten — wie konnte er sie hilflos, herzlos in das Leben hinausstoßen? Einmal schon hatte sie sich in den Weiher gestürzt seinetwegen — sollte er es darauf ankommen lassen, daß sie die schauerliche That wiederhole, wenn sie die Entdeckung machte, daß ihr Opfer ein fruchtloses gewesen und nur neues Unheil hervorgerufen?

So ging der Baron verzweiflungsvoll mit sich zu Rathe und wand sich nach schmerzlichen Seelenkämpfen zu dem Entschlusse durch, vorläufig nichts zu unternehmen, als bis Jaquetta genesen sein würde.

Die ersten Anzeichen dieser Genesung ließen bei der aufopfernden Behandlung, die der Kranken zu Theil ward, nicht lange auf sich warten. Der Baron erlebte bald die Freude, daß ihn

Jaquetta, zu vollem Bewußtsein zurückgekehrt, erkannte.

„Sie leben,“ flüsterte die Genesende mit bewegter Stimme.

„Ich danke Gott, daß Sie leben, Jaquetta!“ entgegnete der Baron.

„Was liegt an meinem Leben?“ sagte sie mit einem traurigen Lächeln. „Wem frommt es? Sie haben eine schöne, reiche Zukunft vor sich — Sie mußten dem Leben erhalten werden! Aber ich — die Hand an's Herz — glauben Sie, daß der ein gutes Werk gethan hat, der mich daran hinderte, mit dem Leben abzuschließen?“

„Ich glaube fest, Jaquetta, daß mir Gott die That, die Ihnen das Leben rettete, als eine nicht verwerfliche gutschreiben wird!“ sagte der Baron ernst.

Jaquetta richtete sich im Bette auf, in ihren Zügen malte sich die höchste Ueberraschung.

„Sie —“ rief sie mit zitternder Stimme, „Sie waren mein Retter?“

Feuchtwangen nickte leise mit dem Kopfe.

„Seltsames Spiel des Zufalls — oder soll man es anders nennen?“ murmelte Jaquetta.

„Ich glaubte Sie fern in Böhmen, dorthin schickte ich den Brief, der Ihnen das Leben zurückgab — und Sie sind hier in Wiesbaden und geben mir das Leben zurück, ein armes Leben, das ich eben wegzuwerfen im Begriffe war!“

„Versprechen Sie mir, Jaquetta, daß Sie es nicht wieder wegwerfen wollen!“ sagte der Baron in herzlichem Tone, Jaquetta die Hand reichend.

Sie zögerte einzuschlagen und sah nachdenklich vor sich hin.

„Was fange ich mit diesem armen Leben an, wenn ich's tragen muß?“ seufzte sie leise.

„Versprechen Sie mir, es zu tragen!“ drängte Feuchtwangen. „Und dann versprechen Sie mir auch, mir zu sagen, auf welche Art Sie mein Leben erkauft haben — ich werde daraus ersehen, ob ich weiter leben darf!“

Jaquetta machte eine abwehrende Bewegung.

Der Baron ließ sich durch dieselbe nicht abhalten fortzufahren und sagte:

„Es sind Ihnen Worte entschlüpft, Jaquetta, als Sie im Fieber bewußtlos dalagen — Worte, die mein Haar aufsträubten, weil sie mich ein fürchterliches Geheimniß ahnen ließen! Jaquetta,

ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit — durch welches Opfer haben Sie mein Leben erkauft?"

Jaquetta hatte Feuchtwangen's Hand ergriffen und rief aufgeregt:

„Nichts davon — kein Wort davon!"

„Dann bleibt mir nichts übrig, als Slyken darnach zu fragen!"

„Das werden Sie nicht thun!" kreischte die Kranke. „Das werden Sie nicht thun — denn wenn Sie's thun, so werfe ich mich neuerlich in den Weiher und dann ziehen Sie mich sicherlich nicht heraus!"

Feuchtwangen schwieg erschüttert.

„Versprechen Sie mir bei Ihrer Ehre und Seligkeit," fuhr Jaquetta fort, „die Sache auf sich beruhen zu lassen, mich nicht weiter darnach zu fragen, wie sie sich zugetragen und auch Slyken aus dem Wege zu gehen. Versprechen Sie mir, Gras wachsen zu lassen über der Geschichte und sie gegen Niemanden mit einem Worte zu berühren — versprechen Sie mir das, Herr Baron!"

Es war ein ängstlicher, flehender Blick, mit

dem Jaquetta den Baron festhielt. Als sie sein Zögern, seine Unschlüssigkeit sah, setzte sie hinzu:

„Wenn Sie mir das geforderte Versprechen leisten, wenn Sie Ihr Leben weiterhin genießen wollen in Ruhe und Frieden, ohne sich um die Vergangenheit zu kümmern, ohne dem Geschehenen nachzuforschen, so will auch ich Ihnen versprechen —“

Jaquetta stockte, als kostete sie das Aussprechen dessen, was sie sagen wollte, eine große Ueberwindung.

Der Baron sah sie gespannt an.

„So will auch ich Ihnen versprechen,“ ergänzte Jaquetta die angefangene Rede, „mein Leben weiter zu schleppen. Ich weiß zur Stunde nicht, was ich damit anfangen werde — es ist mir ein ungeheures Opfer dies nutzlose Leben, das Niemandem Freude macht und mir am allerwenigsten, zu tragen — aber ich will das Opfer bringen — Opfer um Opfer — schlagen Sie ein, Herr Baron!“

Feuchtwangen blieb nichts übrig, als Jaquetta's Flehen nachzugeben, wenn er sie am Leben

erhalten und von weiteren Selbstmordversuchen abhalten wollte. Er kannte ihren entschlossenen Charakter und reichte ihr mit halb abgewandtem Gesichte die Hand.

Sie drückte sie leise und flüsterte:

„Ich danke Ihnen!“

Während Jaquetta mit jedem Tage mehr der völligen Genesung entgegenging, erhielt der Baron zwei Briefe aus Gellenschwangen.

Der eine war von dem Verwalter Kernhaut und enthielt das Promemoria, welches die Bestimmung hatte, ihn über das unsinnige Gebahren des Wirthschaftsrathes Gelber aufzuklären.

Feuchtwangen entnahm aus der Schrift, daß er auf dem besten Wege war zu verarmen, wenn er Gelber so fortwirthschaften und auf die „unerschöpflichen Hilfsmittel“ pochen ließ, die aber in Wahrheit, Dank zahlloser kostspieliger Experimente, bereits so erschöpft waren, daß schon mit fremdem Geld operirt wurde. Mit diesem wollte Gelber jetzt, um Allem die Krone aufzusetzen, ein neues Brauhaus in Gellenschwangen bauen, um der Konkurrenz des Köhfelder Bieres siegreich zu begegnen.

„Wenn die Sachen so liegen," sagte Feuchtwangen, der, seit Jaquetta auf dem Wege entschiedener Besserung war, die Stimmung wiedergefunden hatte, sich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen, „so wäre es das Klügste, Gellenschwangen zu verkaufen. Wer bürgt mir dafür, daß ich in bessere Hände komme, wenn ich mich auch von diesem Gelber emanzipire? Soll ich das Gut einschulden, um Gelber's Fehler gutzumachen? Es ist fast besser, ich schlage es los, so weiß ich doch, was ich habe!"

Der Baron wurde durch den zweiten Brief, den er erhielt und der dem ersten fast auf dem Fuße gefolgt war, in seinem Vorhaben, Gellenschwangen zu verkaufen, bestärkt. Dieser zweite Brief rührte von dem Advokaten Pränotarius her und enthielt die vorsichtig gefaßte Anfrage, ob Gellenschwangen zu verkaufen sei? Bejahenden Falles möge der Baron den Preis fixiren, es sei ein Käufer da und es könne leicht ein annehmbares Geschäft zu Stande kommen.

Während Pränotarius diese Anfrage an Feuchtwangen stellte, schrieb er gleichzeitig Slyken, dessen Aufenthaltsort ihm bekannt war, da ihm der

Graf in dem böhmischen Gebirgsbade mitgetheilt, er gehe von dort zur Nachkur nach Wiesbaden, daß er ein schönes Gut in Böhmen ausfindig gemacht habe, welches käuflich sein dürfte. Er beschrieb dem Grafen das Besitzthum, nannte ihm den Besitzer und den ungefähren Werth des Gutes.

Darauf antwortete Slyken umgehend, daß er nach wie vor die Absicht habe, sein Geld in Oesterreich in gutem Realbesitz anzulegen und daß Pränotarius, wenn er das Gut Gellenschwangen preiswürdig fände, das Geschäft ohne Weiteres abschließen möge, jedoch in einer Form, daß der Verkäufer vor Abschluß des Geschäftes nicht erführe, wer der eigentliche Käufer sei. Pränotarius möge das Gut nöthigenfalls auf seinen eigenen Namen kaufen, er wolle es ihm dann abkaufen.

Von Feuchtwangen lief bald eine Mittheilung an Pränotarius ein, in welcher der Geneigtheit, Gellenschwangen loszuschlagen, Ausdruck gegeben und der Preis festgestellt wurde. Pränotarius fand diesen nicht übertrieben, erklärte sich bereit, das Geschäft abzuschließen, und ehe vierzehn Tage

vergangen waren, hatte Gellenschwangen einen andern Herrn. Es gehörte Slyken, ohne daß Feuchtwangen dies wußte, da dieser das Gut an Pränotarius zu Handen eines unbekannten Vollmachtgebers abgetreten hatte.

Siebentes Kapitel.

Rachepläne.

Der Wirthschaftsrath Gelber hatte kaum erfahren, daß daß Gut Gellenschwangen verkauft sei, als er auch schon seine Entlassung mit einem angemessenen Ruhegehalte in Händen hatte. Aus dem Dekrete, das ihn seiner Funktionen enthob und seiner Allmacht entkleidete, entnahm er erst den Namen des neuen Besitzers von Gellenschwangen.

Er hatte einen unsagbaren Haß gegen den „Ausländer“, der sich in das Land gedrängt hatte, um ihn auf das Niveau gewöhnlicher, bedeutungsloser Sterblicher herabzudrücken, nachdem er durch Jahrzehende eine Art Abgott in Gellenschwangen gewesen und daselbst mit fast unumschränkter Gewalt zuerst als Oberamtmann

und Justiziär und seit dem Umschwunge der Dinge in Oesterreich im Jahre 1848 als Wirthschaftsrath geherrscht hatte.

Man wußte sich auf dem Gute noch recht gut der Zeiten zu erinnern, wo der Oberamtmann Gelber die robotpflichtigen Bauern nach Noten hatte prügeln lassen, so daß er nicht anders genannt wurde als Fünfundzwanzig, weil er ein Freund dieser runden Summe von Stockschlägen war, sobald er einen Bauer, der die Ehrfurcht gegen ihn verletzt hatte oder der ihm überhaupt nicht zu Gesicht stand, auf die verhängnißvolle Bank legen ließ.

Gelber konnte es nicht überwinden, daß er jetzt in Gellenschwangen nichts gelten sollte, und brütete Rache gegen die, welche ihn klein gemacht, ihm die Gloriole der Souveränität vom Haupte gerissen hatten. Er wußte, oder vermuthete es doch, daß Kernhaut durch sein Promemoria, welches die Situation auf Gellenschwangen ungeschminkt hingestellt hatte, den Impuls zu dem Umschwung der Dinge gegeben. Er wurde in dieser Annahme noch dadurch bestärkt, daß der neue Gutsbesitzer die Leitung der wirthschaftlichen An-

gelegenheiten provisorisch in Kernhaut's Hände legte.

Folgerichtig wäre also Kernhaut derjenige gewesen, gegen den sich Gelber's Haß zunächst hätte richten sollen. Aber Kernhaut war in Gelber's Augen eine viel zu unbedeutende Person, als daß sich dieser hätte versucht fühlen sollen, ausschließlich an ihm sein Müthchen zu kühlen. Wenn er sich zu einem Racheakte entschloß, so wollte er diesem auch Dimensionen geben, die von sich reden machen sollten; er wollte dann vor Allem in der Person, an welcher er sich reiben wollte, höher greifen, und die Vergeltung mit Eclat in Scene setzen.

Er wollte den neuen Gutsbesitzer selbst fassen, und daß dieser ein sogenannter Ausländer war, das bot ihm eine willkommene Handhabe.

Er erinnerte sich zu guter Stunde, daß Gellen-schwangen in einer national gemischten Gegend lag, in welcher Deutsche und Böhmen friedlich neben einander lebten. Aber wie die nationalen Agitatoren dem Frieden in der Hauptstadt längst ein Ende gemacht hatten, so brauchte es nur einiges Schüren, um auch die Gegend von Gellen-

schwangen in nationale Aufregung zu versetzen und die beiden Volksstämme gegen einander zu hetzen.

Selber hatte sich bis dahin um das nationale Treiben der Agitatoren in der Hauptstadt nicht viel gekümmert, weil er zu sehr in der Wolle saß, als daß ihm die Einmischung in irgend welchen aufregenden Krakehl gepaßt hätte. Er hatte sich damit begnügt, mit den Tendenzen der nationalen Wortführer im Stillen zu sympathisiren, ohne ihnen aktiv in die Hände zu arbeiten.

Jetzt sollte das anders werden; jetzt wollte er sich der böhmischen Bewegungspartei offen anschließen und seinen ganzen Einfluß, seine Thätigkeit und Schlauheit daran setzen, dem deutschen Element in Gellenschwangen den Krieg zu erklären. Er wollte den Leuten die Augen öffnen und ihnen zu Gemüth führen, welch ein himmelschreiendes Unrecht darin liege, daß deutsche Cavaliere, „Ausländer“ daher kämen, um in Böhmen Grundbesitz an sich zu bringen und mit ihrem Gelde und Einfluß an der Entnationalisirung des Landes zu arbeiten.

Der neue Besitzer von Gellenschwangen sollte

dem abgesetzten Wirthschaftsrathe als Germanisirungspopanz dienen, mit dem er, wie mit einem Wauwau, die ganze Gegend schrecken wollte. Die Bewohner von Gellenschwangen sollten systematisch gegen den fremden Eindringling eingenommen werden, der in's Land kam, um sich durch die Ausnutzung böhmischer Arbeitskraft zu mästen.

Dem Grafen von Slyken sollte das Leben auf seinem neuen Besitzthume in jeder Art schwer gemacht werden. Schon in dem Augenblick, wo er seinen Grund und Boden betrat, sollten ihm Antipathieen nnd Mißtrauen allerwegen entgegenwirken.

Aber sollte Gelber's Plan in umfassender Weise zur Realisirung kommen, so brauchte er Helfershelfer, thätige, energische, rücksichtslose Leute, die ihn unterstützten und die nationale Bewegung in Scene setzten, die Dinge in Fluß brächten. Er wollte die Fäden leiten und bei Hauptaffairen thätig einschreiten, aber es mußte Jemand da sein, der maulwurfsartig den Boden unterwühlte, im Detail agitirte und keinen Anstand nahm, sich bei jeder Gelegenheit zu exponiren. Und damit die Dinge am rechten Ende angefaßt

würden, mußte dieser Agitator Lokalkenntnisse haben, mit Personen und Sachen in Gellenschwangen vertraut sein.

Wenn Gelber nicht bei seinem Adlatus auf diese Bekanntschaft mit lokalen Verhältnissen hätte sehen müssen, so durfte er sich nur an die nationalen Matadore in der Hauptstadt wenden, diese würden ihm eine beliebige Anzahl verfügbarer Wühler namhaft gemacht und hinausgeschickt haben.

In Gellenschwangen selbst war aber kein brauchbares Individuum zu finden — es wäre denn, daß man Schlemm zu gewinnen vermochte.

Schlemm war eine jener verkommenen Existenzen, welche ganz das Zeug dazu hatten, sich zu Allem brauchen zu lassen. Pränotarius bezahlte ihn so schlecht, daß es nicht schwer war, ihn dem Advokaten abspenstig zu machen. Einen Funken von Ehrgeiz hatte der Mann auch und man brauchte ihm nur eine Rolle in Aussicht zu stellen, die seine Eitelkeit anspornte, um ihn festzuhaben. Daß er vor keinem Krakehl, vor keinem Skandal zurückschreckte, das zeigte sein rücksichtsloses Auftreten im „Phönix“, in welchem

er sich gleich ohne Furcht an die einflußreichste Persönlichkeit in Gellenschwangen, an Gelber selbst herangewagt hatte.

Gelber hatte den Ausfall im Phönix noch lange nicht vergessen. Unter anderen Umständen hätte er die Sache Schlemm lange nachgetragen und im rechten Augenblick fühlen und entgelten lassen. Aber wie die Sachen jetzt lagen, so setzte er alle Nebenrücksichten und kleinlichen persönlichen Antipathien bei Seite. Der große Zweck überwog Alles — wenn er Schlemm brauchen konnte, so war der Angriff, welchen sich dieser gegen ihn erlaubt hatte, kein Grund, auf Schlemm's Thätigkeit zu verzichten.

Und je mehr Gelber darüber nachdachte, desto brauchbarer erschien ihm Schlemm und er nahm sich vor, ohne Weiteres mit ihm anzuknüpfen.

Achtes Kapitel.

Ein nationaler Agitator.

Eines frühen Morgens sah sich Schlemm gerade in dem Augenblick, wo er sich bei einem Spiritusflämmchen seinen Morgenkaffee bereitete, durch den Besuch Gelber's überrascht.

Im ersten Augenblick bemächtigte sich Schlemm's eine peinliche Aufregung. Er wußte sich Gelber's Besuch nicht anders zu deuten, als daß er annahm, dieser komme, um ihn wegen des aggressiven Artikels im Phönix zur Rede zu stellen.

Eine Sekunde später fand der so unerwartet Ueberfallene seine ganze Fassung wieder. Er hatte bei sich erwogen, daß seit dem Angriffe im Phönix schon längere Zeit verstrichen und es daher unwahrscheinlich sei, daß Gelber deswegen erst jetzt Rache nehmen würde. Auch der Ge=

danke, daß er es in Gelber mit einer gefallenen Größe zu thun habe, die jetzt weit weniger zu fürchten war als damals, wo er sie der Erste anzutasten gewagt, hatte viel zur Dämpfung seiner Aufregung beigetragen.

Dazu kam noch, daß Gelber ein so friedfertiges, lächelndes Gesicht hatte, daß sich nur schwer eine böse Absicht hinter seinem Besuche wittern ließ.

Schlemm bot daher seinem Gaste mit vollkommener Seelenruhe einen der drei Stühle an, welche das Gemach schmückten.

„Ich habe ein Geschäft mit Ihnen im Sinne, Herr Schlemm," nahm Gelber das Wort, „und will kurz sein."

„Ich bitte um Kürze, weil ich in einer Viertelstunde in der Kanzlei sein muß! Mein Chef hält sehr streng auf die Bureaufrequenz!"

„Eine Viertelstunde wird gerade zur wechselseitigen Verständigung ausreichen!" sagte Gelber. „Sagen Sie mir, Herr Schlemm, welchen Gehalt gibt Ihnen Doktor Pränotarius?"

„Ich habe zwanzig Gulden monatlich!" erwiederte Schlemm verwundert.

„Was betragen Ihre Nebensporteln?“

Schlemm sah den Frager mißtrauisch an.

Dieser lächelte aber in beruhigender Weise und bemerkte: „Sie können ruhig sein, Schlemm, ich frage in keiner bösen Absicht. Ich meine es gut mit Ihnen, Sie werden das gleich sehen! Also sprechen Sie offen — in einer Advokatenkanzlei gibt es immer hinter dem Rücken des Prinzipals für den Schreiber etwas zu thun und zu verdienen. Also gerade heraus — wie hoch stehen Sie sich monatlich als Winkelschreiber?“

„Auf etwa dreißig Gulden, wenn Sie's durchaus wissen wollen!“ lachte Schlemm. „Ich weiß nicht, warum ich damit hinter dem Berge halten sollte — mein Prinzipal kann und wird es sich ja denken, daß etwas für mich nebenher abfällt!“

„Zwanzig und dreißig gibt zusammen fünfzig Gulden monatlich!“ zählte Gelber. „Und was trägt Ihnen der Phönix monatlich?“

„Viel Verdruß und wenig Geld bei vieler Arbeit!“ sagte Schlemm verdrießlich. „Wenn ich ihn fünzigmal abschreibe, nehme ich fünfzehn Gulden rein ein!“

„Fünfzig und fünfzehn macht fünfundsechszig.“

summirte Gelber. „Ist das Ihre ganze Monats-revenue, Schlemm?"

„Ich bin froh, daß ich so viel herausschlage!" meinte Schlemm achselzuckend.

„Ich biete Ihnen das Doppelte, wenn Sie in meine Dienste treten!" sagte Gelber kurz.

Schlemm stutzte und sah Gelber scharf an.

„Sie sind ein talentvoller Mensch, Schlemm," fuhr Gelber fort. „Sie haben Geist und Witz an den Tag gelegt — Sie haben mich in pikanter Weise angegriffen —"

„O ich bitte —"

„Sie dürfen nicht als Advokatenschreiber versauern, Schlemm! Ich biete Ihnen eine Ihrem berechtigten Ehrgeize und Ihren Talenten entsprechendere Carrière an. Sie sollen keine blos geschriebene Zeitung redigiren — ich verhelfe Ihnen zu einer gedruckten!"

„Zu einer gedruckten!" rief Schlemm, fortgerissen von der schönen Perspective.

„Sie brauchen dieselbe nur in meinem Sinne zu redigiren!" ergänzte Gelber. „Die Richtung, die ich Ihnen vorzeichnen werde, ist aber eine solche, daß sie Sie gleichsam über Nacht zu einem

berühmten Manne machen muß, auf den sich Aller Augen richten werden!“

„Zu einem berühmten Manne!“ stammelte Schlemm.

„Sie können in den Gemeinderath, in den Landtag, in den Reichsrath kommen —“

„In den Landtag!“ murmelte Schlemm geblendet und warf sich unwillkürlich in die Brust.

„Mit einem Wort, Sie werden eine Rolle spielen, die Sie den großen Männern, welche in der Hauptstadt an der Belebung der nationalen Sache arbeiten, an die Seite setzen soll! Man wird Sie nennen, um Ihre Freundschaft buhlen! Und dabei werden Ihre materiellen Verhältnisse geordnet und zufriedenstellend sein. Schlagen Sie ein, Schlemm?“

„Wenn es so ist, wie Sie sagen —“

„So und nicht anders! Ich zahle Ihnen die Gage, wir arbeiten zusammen, ich incognito, Sie offen. Ich gebe den Rath und die Mittel, Sie die kühne That. Wenn Sie das bleiben, was Sie sind, bringen Sie es zu nichts — was haben die Deutschen für Sie gethan? Ihretwegen könnten Sie ewig Advokatenschreiber sein und

zwanzig Jahre den Phönix herausgeben — sie würden sich nicht um Sie kümmern. Wir, die Nationalen, bieten Ihnen Geld, ein Feld für Ihre Thätigkeit und Ihren Ehrgeiz — werden Sie der Unsere, und Sie sind ein gemachter Mann!"

„Ich bin der Ihre!" rief Schlemm.

„Bravo!"

„Wann verwandelt sich der Phönix in ein gedrucktes Blatt?"

„In acht Tagen. Und ich habe auch schon einen prächtigen Stoff für die erste Wochennummer! Das müssen Sie schreiben, das müssen Sie mit Ihrer gewandten Feder ausmalen, Schlemm!"

„Ich werde es ausmalen, verlassen Sie sich auf mich, ich werde es ausmalen!" versicherte Schlemm, sich vergnügt die Hände reibend.

„Der erste Leitartikel des neuen Blattes," fuhr Gelber fort, „wird dafür plaidiren, daß die böhmische Nation die schönsten Herrschaften des Landes und die stattlichsten Häuser nicht länger in den Händen der Deutschen, der eingewanderten Fremdlinge lassen dürfe. Wir werden auf Gellen-

schwangen hinweisen, welches soeben wieder in deutsche Hände gefallen ist und der Germanisirung entgegengeht. Wir werden in Anknüpfung an diese neueste bedauernswerthe Thatsache die Nation zu einer großen, rettenden That, zu einer Nationalsubskription aufrufen!“

„Das wird ein fulminanter Artikel werden, der von sich reden machen soll!“ jubelte Schlemm.

„Wir werden mit feurigen Zungen zum Volke reden,“ eiferte Gelber, „wir werden es diesem Volke nahe legen, daß es durch Subskription den nöthigen Fond auftreibe, um den Fremden, den Deutschen alle Realitäten abzukaufen und sie vermöge, mit dem erzielten Kaufschilling auszuwandern!“

„Großartig!“ stimmte Schlemm zu. „Aber wird die erforderliche Summe eingehen?“

„Wir werden der Nation sagen, daß sie vor der Größe der hierzu erforderlichen Summe nicht zurückschrecken möge! Bei festem Willen und Zusammenhalten werde es leicht sein, die drei- bis vierhundert Millionen zu beschaffen!“

„Eine Bagatelle!“ schrie Schlemm. „In sechs Monaten muß das Geld beisammen sein und die

Nation den ganzen liegenden Besitz der Deutschen in friedlicher Weise an sich gebracht haben. Wir werden jeden Patrioten, jeden Pfarrer, jeden Schullehrer in Contribution setzen, in den Gast- und Kaffeehäusern Spielpartieen zum Besten des nationalen Unternehmens arrangiren, an den Kirchthüren Sammelbüchsen anbringen, theatralische Dilettantenvorstellungen veranstalten, auf jedes Glas öffentlich consumirten Bieres eine Kreuzersteuer legen!"

„Herrlich!" sagte Gelber. „Sie haben das Zeug zum Agitator in sich — ich dachte mir's gleich!"

„Das Journal werden wir im Anfange gratis ausstreuen," fuhr Schlemm fort, „wir werden Stadt und Land damit überschwemmen, bis die scharfe Beize allerorten Anklang gefunden haben wird. Die Deutschen sind Schlafmützen, hier wie überall — sie werden sich noch verwundert die Augen reiben und sich fragen, was geschehen sei, während wir sie schon überrumpelt haben!"

„Ganz meine Idee!" mischte sich Gelber ein, der an Schlemm sein Wohlgefallen fand. Ein besseres Werkzeug für seine Pläne hätte er weit

und breit nicht finden können. „Aber es genügt nicht, daß wir im Blatte agitiren,“ fuhr er fort, „wir müssen auch bei gelegener Zeit in die Straße hinabsteigen!“

„Wir werden in die Gasse hinabsteigen!“ rief Schlemm; „wir werden hinabsteigen, lassen Sie mich nur machen.“

„Wir müssen uns, wie der Fuchs in die Dachshöhle, in den Bau der Deutschen einschleichen!“ erläuterte Gelber. „Wir müssen die letzteren auf ihrem eigenen Boden bekämpfen. Bis zur Stunde sind sie, Dank dem Umstande, daß bisher nichts für die Belebung des nationalen Elementes in Gellenschwangen geschehen ist, Herren im Gewerbeverein, im Casino. Wir wollen uns bemühen, sie von dort zu verjagen, oder ihnen wenigstens die Majorität zu entreißen!“

„Das wird nicht schwer werden!“ meinte Schlemm. „Wir brauchen nur die beiden Institute durch Elemente zu verstärken, die zu uns halten. Wir zahlen für einige Dutzend Handwerker die Aufnahmstaxe in den Gewerbeverein; wir lassen eine Anzahl unserer Sache ergebener Leute in das Casino aufnehmen und haben wir

so auf die beiden Institute Einfluß gewonnen, so breiten wir uns täglich darin mehr aus, ziehen immer mehr Mitglieder zu uns herüber, nähren den Zwiespalt, erweitern den Antagonismus, der mit jedem Tage größere Dimensionen annehmen und damit enden wird, daß uns unsere Gegner das Feld überlassen werden! Es kann bei ihrer Apathie und unserer Rührigkeit nicht anders kommen, sobald wir unermüdlich und concentrisch wirken und weder Geld noch Ueberredungskünste, noch erforderlichen Falles Drohungen sparen!"

„Lassen Sie sich umarmen, Goldmensch!" jubelte Gelber, durch die Energie Schlemm's zu ungeheuchelter Bewunderung fortgerissen. „Sie sind ein organisatorisches Talent und wir zwei wollen Gellenschwangen durcheinanderrütteln, daß man es nicht wieder erkennen soll."

„Was an mir liegt, soll geschehen!" sagte Schlemm. „Haben wir den Gewerbeverein und das Casino, so stürzen wir uns auf die Gemeinde. Wir bezahlen für arme Steuerpflichtige, die nie an das Bezahlen einer Steuer dachten, die Steuer unter der Bedingung, daß sie mit uns stimmen; wir machen sie auf diese Art wahlberechtigt, und

da die Deutschen viel zu bequem sind, als daß sie auf die Ausübung des Wahlrechtes großes Gewicht legten, so überrumpeln wir sie auch hier und erzielen die Majorität im Gemeinderathe. Ich hoffe Sie bald als Bürgermeister zu begrüßen, Herr Wirthschaftsrath!“

Gelber lächelte geschmeichelt.

„Auf wen wir nicht durch Geld wirken können,“ sagte Schlemm, „den werden wir bei der Eitelkeit fassen. Es gibt in Gellenschwangen viele ehrgeizige Leute, die es unter dem gegenwärtigen System zu keiner Ehrenstelle bringen konnten. Wir gaukeln ihnen eine glänzende Carrière vor, wenn sie sich uns anschließen. Der Grimm gegen diejenigen, die sie bisher von der öffentlichen Laufbahn ausschlossen, wird das Seinige thun, der Kitzel, an der herrschenden Partei das Müthchen zu kühlen, wird uns in die Hände arbeiten und wir werden Einen nach dem Andern von denen, die sich bisher über Vernachlässigung von der herrschenden Partei zu beklagen hatten, zu uns herüberziehen!“

„Unsere Sache ist in den besten Händen, wie ich sehe!“ schloß Gelber die Unterhaltung, indem

er nach dem Hute griff. „Vergessen Sie nur nicht, im rechten Augenblicke auf die Straße herabzusteigen! Straßendemonstrationen imponiren am meisten!“

„Sie sollen mit mir auch in dieser Beziehung zufrieden sein und mich bei der ersten guten Gelegenheit auf der Straße sehen! Man soll von Schlemm reden und wenn man die nationalen Koriphäen nennt, so soll man in Kürze den Namen Schlemm mitnennen!“

„Vortrefflich! ich sehe Sie schon unter den berühmten Männern der Nation, Schlemm!“ rief Gelber, dem gewonnenen Helfershelfer die Hand drückend.
